

Biogr.

1232

L

Biogr.

1232 ^l₋

Koller

(Wallenstein)

<36611421870019

<36611421870019

Bayer. Staatsbibliothek

WALLENSTEIN.



Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Johann Koller,
k. k. Gymnasialprofessor.



*„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“*

Schiller.



Wien,
Verlag von Karl Graeser.
1892.

Vorrede.

Vorliegende Abhandlung bildete den Gegenstand eines Vortrages, der in verkürzter Form vom Unterzeichneten am 22. März d. J. im deutschen Casino in Olmütz gehalten wurde. Um den Umfang dieses Aufsatzes, der zunächst für die Laienwelt bestimmt ist, nicht zu vergrößern, sind alle Quellenangaben unter dem Striche weggelassen. Etwaige Mängel und Härten im Stil infolge der gedrängten Darstellung möge der gütige Leser nachsichtig beurtheilen. Die einschlägige Literatur wurde, soweit sie zugänglich war, sorgfältig benützt; leider war von L. v. Rankes »Geschichte Wallensteins« nur die I. Auflage vom Jahre 1869 zu bekommen. Die gesammte Literatur über Wallenstein bis zum Jahre 1884 ist in den »Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen« u. zwar in den Beilagen zum 1. Hefte des XVII., zum 2. Hefte des XXI. und zum 2. Hefte des XXIII. Jahrganges verzeichnet. Von dem, was nach dieser Zeit erschien, wurde benützt, resp. gelesen:

Dr. E. Hildebrand, »Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden,« Frankfurt am Main 1885.

Dr. A. Gaedeke, »Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen von 1631—1634,« Frankfurt am Main 1885.

Dr. A. Gindely, »Waldstein während seines ersten Generalats,« Prag und Leipzig 1886.

Th. Bilek, »Beiträge zur Geschichte Waldsteins,« Prag 1886.

Dr. H. Hallwich, »Gindelys Waldstein,« Prag 1887.

A. Gindely, »Zur Beurtheilung des kaiserlichen Generals im 30jährigen Kriege, Albrechts von Waldstein,« Prag und Leipzig 1887. (Eine Antwort an Dr. Hallwich.)

Dr. H. Hallwich, »Wallenstein und Waldstein,« Leipzig 1887. (Ein offener Brief an Dr. Gindely.)

G. Irmer, »Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634,« Leipzig 1. Theil 1888, 2. Theil 1889, 3. Theil 1891.

Dr. A. Gindely, »Waldsteins Vertrag mit dem Kaiser . . .,« Prag 1889.

Dr. E. Schebek, »Die Capitulation Wallensteins beim Wiederantritte des Generalates im Jahre 1632,« Wien (1891).

Olmütz, im März 1892.

Johann Koller.

Einleitung.

Die Wallenstein-Frage gehört bekanntlich zu den allerbestrittensten, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Die Lösung dieser Frage ist auch mit den größten Schwierigkeiten verbunden, weil die gewaltige Persönlichkeit des Friedländers sich weit über den Maßstab erhebt, mit welchem man sonst Führer großer Armeen zu messen pflegt, weil Wallenstein mit seiner Stellung als kaiserlicher General zugleich auch die eines selbständigen Reichsfürsten verband, und weil seine Pläne nicht zur Ausführung gekommen sind.

Die Größe des Kaisers und die Unabhängigkeit des Reiches als das Hauptziel seines Lebens erstrebend, erscheint Wallenstein als der einzige entschiedene Träger der Reichsidee im 30jährigen Kriege. Von dieser Idee sind all seine Entwürfe durchdrungen. Ob er mehr deshalb fiel, weil die Zeit für seine Pläne noch nicht reif war, oder weil ein finsternes Geschick ihn verfolgte, das wird nicht leicht zu entscheiden sein, keineswegs beruht aber das vorgewendete Motiv seines Sturzes, die ihm zugeschriebene Verrätherei, auf Wahrheit. Wie lange wird es noch dauern, bis die durch eine dritthalbhundertjährige verfälschte Geschichte und die durch den Zauber der Dichtung erzeugten typischen Vorstellungen des Publicums über Wallenstein zerstreut sein werden? Wer vermöchte dies zu ermessen? Aber jeder, der Sinn für Wahrheit, für alles Schöne und Große hat, soll sein Scherflein dazu beitragen, damit endlich dem großen und bei allen Fehlern und Schwächen auch guten und edlen Manne die gebührende Sühne werde. Wenn auch heute noch so verschiedene Ansichten über Wallensteins Tendenzen herrschen, so ist dies in erster Reihe dem Mangel an Quellenkritik beizumessen und dem Umstande, dass die meisten

Geschichtschreiber ihren einseitigen Parteistandpunkt nicht abzulegen vermögen. Wir haben bisher wohl österreichische, preussische, bairische, katholische und protestantische Darstellungen der deutschen Geschichte, jedoch keine ganz freie von allen particularistischen und confessionellen Vorurtheilen. Auch die festgewurzelte Meinung von seinem Verrathe trug wesentlich dazu bei, dass man jedem Geschwätz der damaligen Diplomaten Glauben schenkte und aus Unkenntnis von Land und Leuten ungerecht gegen ihn wurde. Dazu kam noch die leidige Gewohnheit, an sein Thun und Lassen den Maßstab der Gegenwart anzulegen, während er doch nur als ein Sohn seiner Zeit und inmitten der Verhältnisse, in denen er lebte, richtig beurtheilt werden kann. Auffallend bleibt es dessenungeachtet, dass die sonst so gründlichen Deutschen in Bezug auf Wallenstein weit Unrichtigeres verbreitet haben als die Italiener und Franzosen, deren Biographien um vieles brauchbarer sind als die mancher Deutschen, die durch ihren Bettelreichthum an Quellen-Citaten nur den Uneingeweihten irre führen können. Am meisten hat aber Schiller in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges dem guten Andenken Wallensteins geschadet. Schillers Wallenstein hat mit dem geschichtlichen fast gar nichts gemein, auch sonst wimmelt das Werk von Irrthümern; daher sagt der berühmte Geschichtsforscher Niebuhr: »Ich habe diesen Herbst (1808) Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk betroffen — o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, dass eine solche Schrift. . . . zu einem classischen Werke gestempelt ist. Die Zeit wird freilich Recht üben und das Ding unter die Bank stecken.« Doch erklärt Schiller am Schlusse des betreffenden Absatzes seine früheren Urtheile über Wallenstein gleichsam selbst für ungiltig, wenn er sagt: »Man muss endlich zur Steuer der Wahrheit gestehen, dass es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; dass die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründet. Noch hat sich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuversicht aufdeckte, und

unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Ein Unglück für den Lebenden, dass er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte, — ein Unglück für den Todten, dass ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.« Als Dichter hingegen kommt Schiller in seiner Wallenstein - Trilogie der Wahrheit viel näher.

Die Gegnerschaft der meisten čechischen Schriftsteller gegen Wallenstein, die niemals geheim gehalten wurde, erklärt sich zumeist aus seinem feindlichen Verhalten zur ständischen Bewegung infolge seiner Anhänglichkeit an den Kaiser. Dr. Gindely beschuldigt Wallenstein auf Grund durchwegs verdächtiger Quellen einer [Menge von Verbrechen und Gemeinheiten, ohne auch nur ein einziges unbestreitbares Factum vorzubringen, da er die Anklagen seiner Gegner sämmtlich für bare Münze nimmt und bessere Quellen fast gar nicht berücksichtigt. Deshalb schließt Dr. Hallwich in einem offenen Briefe an Dr. Gindely, worin er dessen Verleumdungen vollständig widerlegt, mit folgenden Worten:

»Vor ein Schwurgericht gestellt, für Ihre zahllosen Beschuldigungen den Beweis der Wahrheit anzutreten, würden Sie sachfällig, Herr Doctor. Jeder Gerichtshof spräche Sie zweifellos schuldig — schuldig der Ehrenkränkung eines großen Todten. . . .«

Und nicht viel besser ergienge es in einem solchen Falle allen übrigen Anklägern Wallensteins von seiner Ermordung an bis auf unsere Tage. Denn nach den gewöhnlichen Begriffen des modernen Personenrechtes gilt jeder als ein ehrlicher Mann, bis er einer schlechten That überwiesen wird. Oder gilt dieser Satz nur für den Alltagsmenschen? Steht, wer über das Maß des Gewöhnlichen hinausragt, darum schon außerhalb des Gesetzes? Ist er vogelfrei? Oder hat er nicht vielmehr das moralische Recht, die Gerechtigkeit, die selbst dem gemeinsten Verbrecher nicht versagt zu werden pflegt, wenigstens für sein Gedächtnis in Anspruch zu nehmen?

Der Herzog von Friedland hatte bei seinen Lebzeiten gar keine Partei für sich gewonnen, da er bei der Armee wegen seiner Strenge, bei Hofe wegen seiner Rücksichtslosigkeit, bei den Katholiken wegen seiner Duldsamkeit, bei

den Protestanten wegen der Bekämpfung des Schwedenkönigs, angeblich ihres besten Freundes, und vielleicht auch wegen des Abfalles von ihrem Glauben, bei allen aber wegen seiner damals übrigens ganz gebräuchlichen hinterlistigen Politik verhasst war. Allein die Mordnacht zu Eger wurde dennoch von allen Parteien mit Entsetzen vernommen. Um sie zu rechtfertigen, erschienen amtliche Berichte, deren Glaubwürdigkeit erst in unserem Jahrhunderte, zuerst von Dr. Förster, dann von Dr. Hallwich, Dr. Schebek, Bilek und anderen gründlich widerlegt wurde. Obschon die öffentliche Meinung, durch diese Berichte, auf welche sich seither die meisten Geschichtschreiber und selbst Schiller sich beriefen, irreführt, Wallenstein als Hochverräther verurtheilte, so hatte sich doch von jeher bei unserem wohlwollenden Kaiserhause eine mildere Auffassung erhalten. Als Kaiser Leopold I. nach Prag kam und einer seiner Geheimräthe, als sie vor dem Waldstein'schen Palaste vorüberfuhren, sich erlaubte, den Kaiser auf das prachtvolle »Haus des Rebellen« aufmerksam zu machen, verwies ihm Leopold seine Voreiligkeit und sagte: »Weißt Du es für gewiss, dass Waldstein ein Rebell war?«

Auch Kaiser Leopold II., dem man bei seiner Anwesenheit in Eger das Haus, in welchem der Verräther gefallen sei, zu besichtigen empfahl, erklärte, es sei noch gar nicht entschieden, ob Wallenstein ein Verräther gewesen, deshalb müsse man es der Zeit überlassen, diese betrübte Geschichte aufzuklären. Der gute Kaiser Franz gestattete, dass aus dem Archiv des Geheimen Hofkriegsrathes in Wien seit 1808 in der »Österr. Militär-Zeitschrift« eine große Anzahl von Correspondenzen und Berichten, die Waldstein'sche Verschwörung und Ermordung betreffend, abgedruckt wurden, von welchen er mit großem Interesse Kenntniss nahm. Lesen wir diese Mittheilungen mit einiger Aufmerksamkeit, so entgeht es uns nicht, dass sie in der Absicht veröffentlicht wurden, die bis dahin geltenden Ansichten über Wallenstein als Verräther zu berichtigen. Durch die Aufstellung eines Marmorstandbildes Wallensteins in der »österr. Ruhmeshalle« im k. u. k. Arsenal in Wien wurde seine Ehre in der österr. Armee wiederhergestellt. Aufgabe der Lehrer der Geschichte ist es

nun, seine Rehabilitierung auch bei der gesamten Nachwelt durchzusetzen.

In dem mehr als dritthalbhundertjährigen Processe Wallensteins vor dem Weltgerichte sind schon alle Parteien vernommen worden, nur nicht Wallenstein selbst. Er hat aber auch ein Recht gehört zu werden, und da er seine persönliche Vertheidigung nicht mehr führen kann, sollen seine Thaten und Entwürfe, sein ganzes Leben für ihn sprechen. Um zu verstehen, was er unternahm, und zu würdigen, was er leistete, müssen wir auch die damaligen europäischen Verhältnisse betrachten.

I.

Wallensteins Jugend, Vermählung, erstes Generalat.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein oder Wallenstein, wie er sich nach seiner Erhebung in den Fürstenstand schrieb, war am 14. September alten oder 24. September 1583 neuen Stiles zu Heřmanitz im Königgrätzer Kreise geboren; er stammte aus einer protestantischen, wenig begüterten, jedoch vornehmen altböhmischen Adelsfamilie. Er zeigte von Kindesbeinen an nur Sinn für das Soldatenleben, doch all die schönen Erzählungen von den vielen Jugendstreichen, z. B. die Carcergeschichte in Altdorf (er hat die dortige Universität gar nie besucht), sind nicht historisch. Nach dem frühen Tode seiner Eltern kam er unter die Zucht der mährischen Brüder und von da zu den Jesuiten nach Olmütz, die den begabten Jüngling trefflich zu behandeln wussten und ihn zum Katholicismus bekehrten. Pater Pachta hat da den Einfluss eines leitenden Freundes über ihn gewonnen, und Wallenstein hat später einmal gesagt, »dem verdanke er alles.« Nach Vollendung seiner Studien verschaffte ihm Pachta Gelegenheit, einen reichen Edelmann, Adam Leo Liček von Riesenburg, Herrn zu Pernstein in Mähren, auf einer Reise durch Italien, Frankreich, Holland, England und Deutschland zu begleiten.

Wallenstein war religiös duldsam, bescheiden, von feinem Benehmen, mit einem Anfluge von gelehrter Bildung und trug schweigsam, still in sich abgeschlossen, seine kühnen Entwürfe im Herzen. Der rauhe Boden des Feldlagers war ihm ein erwünschterer Aufenthalt als die geglättete Diele der Hofburg, Kanonendonner und der Schlachtruf der Trompete war seinem Ohre lieber als der Ton der Geigen und Pfeifen, die zum Tanze aufspielten. Von seinen Jünglingsjahren an diente Wallenstein dem Kaiserhause bis zu seiner Ermordung.

Bereits im Alter von 21 Jahren treffen wir ihn als Hauptmann im Kriege gegen die Türken und aufständischen Ungarn. Die Heirat mit einer reichen Witwe (im Jahre 1609), die ihn schon im Jahre 1614 als Erben eines großen Besitzes zurückließ, legte den ersten Grund zu seinem Glücke; denn dadurch erhielt er die Mittel, für seinen König Ferdinand II. Truppen zu werben, an deren Spitze er im Kampfe gegen die Venetianer beim Entsätze von Gradisca seinem Herrn wichtige Dienste leistete, wofür er in den Grafenstand erhoben wurde. Durch seine Vermählung mit Elisabeth Katharina, Tochter des kaiserl. Geheimrathes und Kämmerers Grafen Harrach, trat er in Verbindung mit den Hofkreisen. Um diese Zeit brach der böhmische Aufstand aus, an dessen Bekämpfung er seine ganze Thatkraft und sein ganzes Vermögen setzte, während seine Vettern im böhmischen Heere dienten, welchen er deshalb schrieb, »dass er sie mit Prügeln und Ruthen tractieren werde.« Vergeblich hatten die Häupter des böhmischen Aufruhrs sich bemüht, Wallenstein, den sie als tüchtigen Führer und reichen Edelmann kannten, auf ihre Seite zu ziehen. Die mährischen Stände hatten ihm ein Regiment Fußvolk anvertraut, das er nun für Ferdinand II. sichern wollte.

Von Olmütz aus suchte er die ungarische Grenze zu erreichen, um da einen Pass für die Hilfstruppen offen zu erhalten, die Ferdinand aus Ungarn erwartete. Zu diesem Zwecke befahl er mittags am 30. April 1619 seinem Oberstlieutenant, sofort mit 9 Fähnlein dahin abzumarschieren, er selbst werde mit dem 10. alsbald nachfolgen. Der Oberstlieutenant aber, der mit den Ständen sympathisierte und vielleicht den Plan durchschaute, kehrte am Abend durch das Katharinenthor wieder in die Stadt zurück. Als Wallenstein davon hörte, ritt er dem Ungehorsamen entgegen und durchbohrte ihn mit dem Degen, so dass er todt vom Pferde fiel. Diese Entschlossenheit setzte alles in Schrecken. Hierauf begab er sich zum ständischen Steuereinnehmer, zwang ihn zur Herausgabe der vorhandenen Gelder im Betrage von 96.000 Thalern, die auf bereitstehenden Wagen verladen und nach Wien geschickt wurden, und trat mit dem Reste der treu gebliebenen Mannschaft den Weg nach Ungarn an.

Infolge seiner glänzenden Waffenthaten im weiteren

Verlaufe des Krieges wurde er im Jahre 1623 in den Stand der Reichsfürsten aufgenommen.

Durch Ankauf confiscierter Güter, die er klug und sorgfältig bewirtschaftete, war er bald einer der reichsten Cavaliere in Böhmen. Auf ungerechte Weise hat Wallenstein kein einziges Gut an sich gebracht, auch hat er den Kaufpreis aller Güter in guter Münze erlegt, nur die in dem Jahre 1622—23 erkauften hat er wie alle andern Käufer mit dem damals gesetzlich eingeführten leichten Gelde bezahlt und mehrere derselben wieder um den Kaufpreis auch in leichter Münze verkauft, weil keine andere Münze gangbar gewesen und jedermann bei schwerer Strafe an Leib und Gut verpflichtet war, dieselbe anzunehmen und kein anderes Geld zu gebrauchen; auch die Steuern und der Sold der Armee wurden nur in solcher Münze gezahlt.

Als im Frühjahr 1625 ein großes Bündnis der europäischen Mächte gegen die Habsburger sich vorbereitete und die kaiserlichen Cassen völlig leer waren, stellte Wallenstein auf seine Kosten ein eigenes Heer für den Kaiser auf, weil dieser auf die Liga und die Spanier nicht mehr rechnen konnte, zumal sie selbst in Gefahr waren. Es bildete den Kern, aus dem heraus das österreichische stehende Heer sich entwickelt hat.

Mit den umfassendsten Plänen trat der neue Generalissimus an seine Aufgabe heran: Deutschland wollte er aus seiner Zerrissenheit einigen, den Kaiser so mächtig machen, wie die Könige von Frankreich und Spanien es in ihren Gebieten waren. An der Dessauer Brücke empfing am 25. April 1626 das neue kaiserliche Heer glorreich die Bluttaufe, und Wallenstein trat mit einemmal in die Reihe der angesehensten Generale seiner Zeit. Der Sieg war ein vollständiger, Mansfeld entkam nur mit 5000 Reitern. Von Wallenstein mit einem Theile seines Heeres verfolgt, musste er auch Schlesien räumen und sich in die Karpathen werfen, wo er von den Siebenbürgern und Türken unterstützt wurde, bis Bethlen mit dem Kaiser Frieden schloss. Auch in der Schlacht bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) brachten 7000 Wallensteiner, die dem Dänenkönig in den Rücken fielen, die Entscheidung. Überall mussten die Dänen weichen, nur die schlesischen Festungen behaupteten sie und giengen

von da aus gegen Mähren vor. Da kam Wallenstein aus Ungarn und vernichtete sie bei Friedeburg, nur ein Regiment entkam, alle übrigen wurden getödtet oder gefangen.

Trefflich hatte Wallenstein die wilden Söldner, die von allen Seiten herbeigeeilt waren, zusammengehalten und gezähmt. Wohl musste er sein Heer auf Kosten der von ihm besetzten Landestheile unterhalten, weil der Kaiser aus Geldmangel nichts für dasselbe thun konnte; allein jener machte es nicht wie vor und nach ihm viele Armeen, die gleich einem Heuschreckenschwarm in eine Gegend fielen und diese so verödeten, dass sie nach kurzer Zeit weiter ziehen mussten. Vielmehr brachte er es zuwege, nun 4 Jahre in Norddeutschland zu bleiben und alles derart einzurichten, dass Soldat und Civilist nebeneinander bestehen konnten.

Für die Wiedereroberung Schlesiens erhielt er als Belohnung das Fürstenthum Sagan sowie den Herzogstitel, und sein Fürstenthum Friedland wurde (4. Jänner 1627) zum Herzogthum erhoben. Hierauf eroberten die Kaiserlichen ganz Jütland, konnten jedoch aus Mangel an Schiffen den Dänenkönig nicht weiter verfolgen. Dessenungeachtet hoffte man, mit Hilfe der Hansestädte ganz Dänemark zu erobern. Als man dem Friedländer das Anerbieten machte, entweder König von Dänemark oder Herzog von Mecklenburg zu werden, sagte er, »die dänische Krone werde er nicht behaupten können: er wolle mit dem, was sicherer sei, vorlieb nehmen.«

Der Kaiser hatte das Recht, über die durch Abfall verwirkten Regalien und Lehen nach seinem Gutdünken weiter zu verfügen. Die beiden Herzoge von Mecklenburg hatten allezeit halsstarrig an dem Könige von Dänemark festgehalten, dessen Absichten weit über die Kreisdefension hinausgegangen waren. Vergebens hatten ihnen die Landstände angeboten, die Dänen aus den Festungen und Pässen, die sie eingenommen, hinauszuerwerfen: man gab ihnen schuld, die Besetzung des Bisthumes Schwerin durch die Dänen genehmigt zu haben, und maß ihnen selbst Theilnahme an jenen Verbindungen mit Bethlen und den Osmanen bei, die für die kaiserlichen Erblande so höchst gefährlich geworden waren.

In Würdigung seiner Verdienste im dänischen Kriege erhielt Wallenstein zahlreiche Privilegien für sein Herzogthum

Friedland und für die von ihm zu Kriegsbedürfnissen dargeliehene Summe von 537.072 fl. die Herzogthümer Mecklenburg als Lehen, ferner wurde ihm das Bisthum Schwerin verpfändet. Als Landesherr schaltete der Friedländer auch hier sehr rühmlich, besetzte alle wichtigen Stellen mit Mecklenburgern und führte treffliche Rechtspflege und gute Verwaltung ein. Im wesentlichen ließ er die lutherische Religion unangefochten, wenn er auch in seiner Hauptstadt Güstrow eine katholische Ritterakademie gründete, welcher wirklich einzelne Bekehrungen gelangen. Er brachte Opfer für die Hebung des Gewerbleißes und Handels und fasste den erst in unseren Tagen wieder aufgenommenen großartigen Plan zur Herstellung eines Canals zwischen Elbe und Ostsee. Die Unterthanen, besonders der Adel, zeigten sich für die Milde und die Wohlthaten der Friedländischen Regierung nicht unempfindlich.

Wallensteins Glück, sein Ansehen, sein Rang und sein Reichthum erregte bei vielen Neid und schuf ihm zahlreiche Gegner. Selbst in der Umgebung des Kaisers gab es deren viele, die sich um Wallensteins eigenen Vetter, den durch den Fenstersturz bekannten Grafen Wilhelm Slawata, sammelten, der durch fortwährende Verdächtigungen sehr viel zum Sturze des Friedländers und zur Fälschung der Geschichte desselben beitrug. Dieser Slawata ist das böse Princip in Wallensteins Leben, wie dies so überzeugend Dr. Schebek in seinen Abhandlungen nachweist. Allein der Kaiser schenkte ihnen einstweilen sehr wenig Gehör. Gefährlicher wurde die immer wachsende reichsfürstliche Opposition. Die Vertreibung der Herzoge von Mecklenburg erschien in diesen Kreisen als ein drohendes Beispiel des hereinbrechenden Absolutismus, dazu sei ihr Land nicht einem Manne reichsfürstlichen Standes, sondern einem böhmischen Unterthanen verliehen worden. Man beschuldigte Wallenstein, noch weit über seine jetzigen Würden hinauszustreben, ja sogar nach des Kaisers Tode sich mit Hilfe seiner Armee zu dessen Nachfolger zu machen.

Die Niederwerfung der Ketzer tröstete die ligistischen Fürsten nur in sehr geringem Maße über die ungeahnte Erhöhung der kaiserlichen Macht. Sie hatten den Kaiser zur bloßen Puppe in ihren Händen machen wollen und waren im Jahre 1625 schon ihrem Ziele nahe. Da entstand auf einmal

ein großes kaiserliches Heer, von dem die Hauptmasse centralisiert, einzelne Corps in ganz Deutschland vertheilt waren. Es war klar, dass die übergroße Macht der Reichsstände gründlich beschnitten werden sollte. Daraus lassen sich die fortwährenden Klagen der Liga beim Kaiser über Wallenstein und sein Heer erklären. Ja zu Würzburg (Februar 1627) beriethen sich ihre Vertreter, ob man die Friedländischen nicht mit Gewalt vertreiben solle. In Wien fanden derartige Vorstellungen jedoch nur taube Ohren, das kaiserliche Heer wurde vielmehr auf 100.000 Combattanten gebracht, da man sich mit großartigen Entwürfen beschäftigte, die dänischen Inseln zu unterwerfen und eine kaiserliche Seemacht zu gründen. In Anbetracht der Missachtung, welche die deutschen Seefahrer seit langem von anderen Nationen erfuhren, und in Erinnerung an die alten Rechte der deutschen Kaiser auf die das Reich umspülenden Meere wurde Wallenstein zum Reichsadmiral mit einem Monatsgehälter von 6000 fl. ernannt. Gütliche Verhandlungen mit den Hansestädten führten aus confessionellen Gründen zu keinem Ziele, Stralsund nahm lieber eine dänische und schwedische Besatzung als eine kaiserliche oder selbst nur pommerische auf. Wallenstein gab die Belagerung von Stralsund auf, um nicht andere Städte zu gefährden, die von der dänischen und schwedischen Flotte bedroht wurden. So mussten auch hier die deutschen Interessen den confessionellen weichen. Wallenstein schloss im Juni des Jahres 1629 mit Dänemark zu Lübeck Frieden, um es von dem Bunde mit Schweden zu trennen, Dänemark gestand ihm den Besitz von Mecklenburg zu.

Auf das Drängen der Liga erließ der Kaiser das Restitutionsedict, dessen wichtigste Bestimmung war, dass alle seit dem Passauer Verträge von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter, darunter 2 Erzbisthümer und 12 Bisthümer, den Katholiken zurückerstattet werden sollten. Formell war zwar der Kaiser im Rechte, politisch jedoch war die Publicierung ein großer Fehler, daher war der Friedländer dagegen. Indem er den Kaiser zum mächtigsten Herrn der Welt zu machen trachtete, wollte er doch von dessen Regierung nicht so ganz abhängig bleiben wie andere Unterthanen; denn er sagte, er wisse selbst am besten, was zur Herstellung der kaiserlichen Autorität gehöre. Seit dieser Zeit trat der

religiöse Gedanke bei Wallenstein immer mehr und mehr in den Hintergrund. Er hätte wohl gerne das Übergewicht des Katholicismus unter der kaiserlichen Autorität gesehen, aber von jeder Verfolgung Andersgläubiger war er weit entfernt. Den mecklenburgischen Ständen hatte er bei ihrer Erbhuldigung versprochen, sie bei ihrer Religion Augsburger Confession zu belassen; denn immer sei es seine Regel gewesen, niemand in seiner Religion und seinem Gewissen zu beunruhigen, das habe er in allen seinen Herrschaften und Landen, in der Armee und in seinem Hofhalte beobachtet; deshalb wurde auch ein mecklenburgischer Protestant Statthalter. Noch viel widerwärtiger aber war es ihm als Vorkämpfer und Repräsentanten der kaiserlichen Macht, dass man durch das Edict voreilig die Antipathien der mächtigen Reichsstädte, die Feindseligkeit aller Protestanten erweckte. Vergeblich waren seine Abmahnungen am kaiserlichen Hofe, selbst Tilly hatte abgerathen. Das ganze protestantische Deutschland drohte mit Rebellion zu einer Zeit, wo nach der Eroberung von Rochelle Frankreich freie Hand hatte und dem Kaiser in Italien und Deutschland feindlich entgegentrat. Wallenstein sagte, die Norddeutschen seien in so verzweifelter Stimmung, dass sie dem Teufel in der Hölle sich anschließen würden, wenn er sie rette, und fragt, ob man denn den Katholiken trauen dürfe, die schon längst mit den Franzosen liebäugeln.

In ganz Europa war eine feindselige Stimmung gegen die Habsburger bemerkbar. Die Türken drohten wieder mit einem Einfall und verletzten fortwährend die Grenzen. Schon früher wollte der Friedländer die siegreichen Waffen nach dem Oriente wenden und die Türken aus Europa vertreiben. Er rechnete dabei auf den Papst. Mit 100.000 Mann hoffte er dies Ziel zu erreichen; denn das osmanische Reich war damals in völliger Auflösung und hatte keinen tüchtigen Feldherrn. Die dazu nothwendigen Gelder, etwa 7 Millionen Thaler, eine für die damalige Zeit ungeheuere Summe, hoffte er durch Verkauf von Gütern, Beiträge seiner Obersten und der deutschen Städte, die sie, um sich seiner Soldateska zu entledigen, umso lieber zahlen würden. Der Papst sollte Spanien und Frankreich aussöhnen. Mit Albanien wollte man beginnen; vor Constantinopel angelangt, sollte ihn eine

Flotte der Spanier, Venetianer und des Papstes unterstützen. Die Eroberungen sollten nach Maßgabe der Beiträge vertheilt werden, aber alle unter dem Kaiser stehen, wie die deutschen Länder, ein Plan, mit dem es doch mehr Ernst war, als man annimmt, und der dem Gesamtgefühl des christlichen Europas entsprach. Tilly gieng schnell darauf ein. Wallenstein wollte seine Residenz in Constantinopel aufschlagen, aber doch ein Vasall seines Kaisers bleiben. Der Papst warnte, den Plan den Venetianern mitzutheilen, und war auch gegen die Abhängigkeit aller Eroberungen vom Kaiser.

Niemals wäre eine Vereinigung aller deutschen Kräfte nothwendiger gewesen als im Jahre 1629. Deshalb wollte Wallenstein den Zwist zwischen der Liga und den Kaiserlichen beenden, die Katholiken versöhnen und die Protestanten beruhigen. Als die Franzosen in Italien große Fortschritte machten, war der Friedländer außer sich vor Zorn. Er schickte einen Obersten an den Herzog von Lothringen, um ihn zum Kampfe gegen Frankreich zu bewegen. Savoyen sollte um jeden Preis gegen Frankreich unterstützt werden, sofort schickte er 20.000 Mann unter Collalto nach Italien. Später wollte er den Venetianern selbst zuleibe gehen und die kaiserliche Autorität in Ober- und Mittel-Italien wieder herstellen. Mit 50.000 Mann gedachte er persönlich nach Paris vorzudringen und mindestens die 3 lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, von welchen nur das erste im Jahre 1870 nach blutigem Ringen zurückerobert wurde, wieder mit Deutschland zu vereinigen. All seine Entwürfe waren auf dem confessionellen Frieden in Deutschland begründet. Nur wenn dieser Bestand hatte, konnte man an auswärtige Unternehmungen denken. Es lässt sich nicht verkennen, dass, schritt man folgerichtig auf diesem Wege voran, das getheilte, zerrüttete und ohnmächtige Deutschland im engen Anschlusse an sein habsburgisches Kaiserhaus noch einmal zur Einheit, Größe und Kraftentfaltung emporgestiegen wäre. Das Edict aber war das Todesurtheil für alle imperialistischen und patriotischen Pläne Wallensteins; man brauchte die Truppen im Innern, um den Widerstand der Protestanten niederzuhalten. So wurde der Friede und die Eintracht in Deutschland nach

innen, seine Macht und sein Ansehen nach außen nach langem Sträuben seitens des Kaisers den katholischen Kurfürsten zum Opfer gebracht. Wallenstein schreibt schmerzlich an Collalto: »Das ganze Reich wird wider uns sein, der Schwed, der Türk und Bethlen auch,« ein andermal: »Alle warten auf den Schweden wie die Juden auf den Messias.« Nicht als Verräther, sondern im Interesse des Kaisers handelte er, wenn er die Norddeutschen versicherte, das Edict werde nicht zur Ausführung kommen. Als Wallenstein merkte, dass die Liga mit den Franzosen sich verband, um die kaiserliche Macht einzuschränken, modificierte er seine Pläne, vermied alle Feindseligkeiten gegen Venedig und den Papst, die sich auch mit Frankreich verbündet hatten, und wollte mit den Spaniern gegen die Franzosen ziehen, die den Herzog von Gonzaga-Nevers bei der Bewerbung um das Herzogthum Mantua unterstützten. Diesem Plan widersetzte sich die Liga, die Ludwig XIII. ihr Wort verpfändet hatte, dass er von Deutschland nicht angegriffen werde. Bei den verschiedenen Einflüssen am kaiserlichen Hofe kam gar nichts zur Ausführung. Wallenstein klagt, der eine ziehe her, der andere hin, die größte Confusion trete ein, er habe mit den kaiserlichen Ministern mehr zu streiten als mit allen seinen Feinden, in einigen Monaten werde man sehen, wohin man gerathe. Im Mai 1630 wollte Wallenstein noch einmal einen Versuch machen, sich mit Max von Baiern zu verständigen, jedoch wies dieser sein Gesuch um eine persönliche Zusammenkunft direct ab. Während die Protestanten rüsteten und im Schwedenkönige dem Kaiser ein neuer, gefährlicher Feind entstand, gewann Richelieu durch Geld den Kurfürsten von Trier, dann den von Köln und auch den von Baiern, welcher letzterem er 50.000 Mann zum Sturze Wallensteins und zur Aufrechterhaltung der Kur und selbst die Kaiserkrone in Aussicht stellte. Und nun zeigte sich, wie viel desselben Freundschaft und Treue für den kaiserlichen Vetter wert war: er gieng bereitwillig auf dessen Anerbietungen ein.

Des französischen Beistandes gewiss, überzeugt, dass bei des Schwedenkönigs bevorstehender Landung in Deutschland der Kaiser ihrer Hilfe nicht entrathen könne, setzten die Ligisten ihren Operationsplan gegen Wallenstein eifrig ins Werk. Was soll man von ihrem Eifer für die Religion, was

von ihrer viel gerühmten reichsständischen Gesinnung denken, wenn man sieht, dass sie bei Annäherung der drohenden Gefahr ungestüm die Entlassung eines hochbefähigten Feldherrn und die Auflösung der kaiserlichen Armee forderten? Kaiser Ferdinand hatte einen Kurfürstentag nach Regensburg einberufen, um die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchzusetzen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hielten sich jedoch unter Protest fern. Wahrhaftes Erstaunen erweckt die Tiefe und Macht der Antipathie der katholischen Kurfürsten gegen Österreich. Sie wollten Ludwig XIII. zum römischen Könige wählen. Es geschah auf ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen, dass der französische König eine Gesandtschaft nach Regensburg schickte, um den Frieden mit dem Kaiser zustande zu bringen. Vor dem Eintreten in jedes andere Geschäft verlangten sie die Übertragung des kaiserlichen Generalats an eine andere ihnen genehme Persönlichkeit. In einer geheimen Sitzung, welcher der Kaiser beiwohnte, erklärten die Räthe, die Vorwürfe, die man gegen Wallenstein erhoben, seien ungerechtfertigt, vielmehr habe derselbe immer zur Zufriedenheit des Kaisers gehandelt; doch hielten sie es nicht für rathsam, den Kurfürsten entgegenzutreten.

Der Kaiser willigte endlich am 13. August in die Absetzung Wallensteins. Nie aber war eine Entlassung freier von persönlicher Ungnade als diese. Zwei seiner besten Freunde, die kaiserlichen Räthe Werdenberg und Questenberg, mussten ihn verständigen. Wallenstein nahm seine Enthebung ohne Widerspruch an, jedoch glaubte er nicht, den ihm übertragenen Landen und Leuten und seinen reichsfürstlichen Rechten entsagen zu müssen. Die beiden Gesandten versprachen ihm auch im Namen des Reiches und der Kurfürsten alle Satisfaction. Hierauf äußerte Wallenstein die Absicht, Mecklenburg gegen die Schweden zu vertheidigen und zu behaupten, aber die Abgeordneten sagten nicht, dass die Kurfürsten Wallensteins Recht auf dieses Land in Zweifel zogen. Aus der Aufnahme, welche die Abgesandten des Kaisers beim Herzog fanden, sowie aus der Antwort, die er seinem Herrn ertheilt, ersehen wir seinen Gleichmuth und seinen über den Neid der Feinde erhabenen Sinn. Er ließ den Kaiser aufmerksam machen, die Armee sei das beste Juwel in seiner Krone; daher solle er sie nicht vermindern. In den zahlreichen

Briefen, die derselbe bis zum 2. October 1630 von Memmingen aus an seinen Landeshauptmann von Taxis in Gitschin schrieb, findet sich nicht die geringste Anklage gegen den Kaiser oder irgendeine Spur von gereizter Gesinnung. Auch in mehreren Briefen vom März 1631 an Tilly und Questenberg erklärt der Herzog, »dass er sich nicht im geringsten vom Kaiser offendierte befinde.«

Wallenstein löste seinen Hofhalt auf und zog sich in sein Herzogthum Friedland zurück, auf dessen Hebung er nun alle seine Thätigkeit und seine Einkünfte verwendete, die er früher dem Dienste des Kaisers gewidmet hatte.

Vergleichen wir damit das Verhalten Bismarcks nach seiner Entlassung, so können wir auch in dieser Beziehung dem Herzoge von Friedland unsere Bewunderung nicht versagen.

Wallenstein war gestürzt worden, weil er dem homerischen Grundsatz huldigte:

»Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.«
(Nicht gut ist die Vielherrschaft, (nur) einer soll Herrscher sein.)

Die Entfernung Wallensteins vom Generalate war die ausgesprochenste Niederlage des Kaiserthums. Mit aller Kraft sträubte sich Ferdinand II. noch immer gegen die Unterordnung seiner Streitkräfte unter die Liga, aber man zwang sie ihm auf. Das kaiserliche Heer musste in gefahrvollster Zeit, als Gustav Adolf in Deutschland gelandet, auf 40.000 Mann reducirt, unter den Oberbefehl Tillys gestellt werden. Auch in Italien siegte die Opposition gegen das Kaiserhaus. Mit allen Opfern hatte jedoch Ferdinand II. nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige durchsetzen können.

II.

Wallenstein als Organisator, Landesfürst und Landesvater.

Die Enthebung des Herzogs vom Generalate wollen wir benützen, um ihn in seiner Wirksamkeit als Organisator, Landesfürsten und Landesvater etwas näher kennen zu lernen.

Wallenstein war ein geborner Feldherr, das Muster eines methodischen Generals, der alle Umstände vorsichtig in Erwägung zog, weshalb er fast immer Sieger geblieben ist. Den gewonnenen Sieg verstand er mit Zähigkeit meisterhaft auszunützen. Seine Entwürfe zeugen von Berücksichtigung nicht allein der politischen, sondern auch der geographischen Verhältnisse, z. B. im Feldzuge gegen die Dänen und in seiner Stellung bei Nürnberg. Eigenthümlich bei Wallenstein ist die Verwendung der leichten Cavallerie zugleich mit dem Feldgeschütz, durch die er meist den Platz behauptete. Er ist immer als der vornehmste Begründer der österreichischen Artillerie betrachtet worden; er darf wohl als ein solcher für das österreichische Heerwesen überhaupt angesehen werden. Doch war damals die Armee fast noch mehr eine Wallenstein'sche als eine österreichische. Eine große Sorgfalt verwandte der Friedländer auch auf das Proviantwesen; denn er wusste genau, von welcher ungeheueren Bedeutung für die Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit einer Armee dasselbe immer und überall zu sein pflegt. An geeigneten Punkten wurden große Verpflegsmagazine angelegt. Wallensteins Kornkammer war sein Herzogthum Friedland. Auch für Vorräthe an Kleidern, Munition und Waffen wurde selbstverständlich Vorsorge getroffen. Desgleichen wusste er trotz des primitiven Zustandes der Straßen und des Postwesens von seinem jeweiligen Hauptquartiere aus mit dem Hofe und seinen Unter-

feldherren eine Verbindung herzustellen, deren Raschheit geradezu Staunen erregen muss. So z. B. brauchte eine Depesche zur Beförderung von Schweidnitz nach Wien nicht ganz 2 Tage. Auf diese Weise konnte sich Wallenstein, wie kein Heerführer neben ihm, auf die denkbar prompteste Bestellung seiner Befehle verlassen.

Mit finanziellen und militärischen Talenten verband der Friedländer besondere Gaben für die Administration. Er verstand es, das Contributionswesen auf eine Weise einzurichten, dass für Erhaltung und Besoldung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten. Plünderer wurden hart bestraft, oft auf der Stelle gehenkt. Die Officiere, namentlich die höheren, trieben es weit ärger als der gemeine Mann. Es war daher nicht des Feldherrn, sondern raubgieriger und hartherziger Unterbefehlshaber Schuld, wenn doch sonstige Beeinträchtigung der Bevölkerung stattfand. Vielmehr war Wallenstein wegen seiner Strenge, namentlich bei den Italienern bitter verhasst, die ihn »il tiranno« zu nennen pflegten. »Soldaten,« sagte er, »muss man gut füttern, gut zahlen und gut henken.« Noch schärfer ward Feigheit geahndet. Nach der Schlacht bei Lützen wurden durch das Kriegsgericht in Prag am 14. Februar 1633 achtzehn zum Theil vornehme, altadelige Männer, die vor Lützen feldflüchtig geworden waren, enthauptet oder gehenkt trotz einflussreicher Fürsprache. Vielleicht zog ihm diese Strenge den heimlichen Hass manches wackern Officiers zu, so dass die Ermordung Wallensteins theilweise auch als ein Act der Blutrache der Freunde und Verwandten jener Hingerichteten zu betrachten ist. Überhaupt bestrafte er auch die kleinsten Fehler, um, wie er zu sagen pflegte, größere zu verhüten.

Nicht minder streng als gegen seine Untergebenen finden wir den Herzog gegen sich selbst. Im Felde wurde etwas mehr nachgesehen, doch nichts gegen die Disciplin. Gerade in der Handhabung derselben war er unerreichter Meister. Ausschreitungen, an denen es freilich nicht fehlte, sollte, weil »Ihr Kais. Maj. Dienst schnurstracks zuwider«, kein Vorgesetzter ungeahndet lassen; Nachsicht hiebei drohte er mit Execution an Leib und Leben zu bestrafen. Wo ist auch nur ein Beleg zu finden für die ungeheuerliche Behauptung von der angeblich eingerissenen Gleichgiltigkeit, ja Geringschätzung gegen

das kais. Ansehen, die Wallenstein planmäßig im Heere genährt haben soll? Landwirtschaft, Gewerbe und Handel wurden geschützt, soweit dies überhaupt möglich war. »Den Ackermann sollen die Officierer bei seinem Feldbau schützen und in keinem Wege daran zu verhindern gestatten.« »Der reisende Mann oder andere, so ihrer Geschäfte halber in den Garnisonen zu verrichten, sollen in keinem Wege aufgehalten, beleidigt, noch mit einiger Schatzung beschwert werden.« So und ähnlich lauten die vielen Verordnungen, die in dieser Absicht gegeben wurden. Als Gallas mit einem Heere nach Leitmeritz kam, ward ihm der Schutz der dortigen Weinberge ganz besonders empfohlen. Wie sehr dem Oberfeldherrn Übervortheilung und Betrug verhasst waren, empfanden unter andern die Commissäre Chiesa und Miniati. Keiner gab ihm jedoch sooft Gelegenheit, die gewohnte rücksichtslose Gerechtigkeit in dieser und verwandter Richtung zu üben als Franz Caretto Marquis de Grana, der später in Wallensteins Leben eine verhängnisvolle Rolle spielte. Ein stabiles Kriegsgericht wachte schonungslos über die pünktliche Einhaltung der zahlreichen zum Zwecke der Aufrechthaltung der Disciplin gegebenen »Ordinanzen«. Eine eiserne Zeit bedurfte eben auch eiserner Arme. Aber noch lieber, als er strafte, belohnte er.

Er hielt stets eine große Anzahl goldener Ketten für verdiente Krieger jedes Ranges in Bereitschaft. Noch mehr geschätzt waren sein Lob und seine vertraulichen Geberden. Nach dem Siege bei Nürnberg, wo er vom Hofe nicht einen Kreuzer erhalten konnte, ließ er jedem Obersten 1000 Reichsthaler, dem Oberstlieutenant 500 und so herab, dem gemeinen Reiter 15, dem Musketier 10 Reichsthaler als Belohnung für bewiesene Tapferkeit und Ausdauer zahlen. Auch nach der Schlacht bei Lützen vertheilte er an Officiere und Soldaten an goldenen Gnadenketten und barem Gelde 85.210 fl. Beförderungen wurden jedem ohne Unterschied der Geburt und des Glaubens nach seinen Leistungen zutheil; manche, die sich besonders ausgezeichnet hatten, erhob er selbst auf seine Kosten in den Adelsstand. So gelang es Wallenstein, ein Heer fest in der Hand zu halten, das aus den Landstreichern und Taugenichtsen aller Völker gebildet war. In einem einzigen Regimente konnte man 10 Nationalitäten unterscheiden, besonders stark war das norddeutsche Element vertreten.

Während die Liga nur Katholiken, Gustav Adolf nur Protestanten im Heere hatte, überwog bei Wallenstein der militärische Gesichtspunkt den religiösen. Er sah nicht auf Stand und Geburt, auch auf Körpergröße gab er nichts. Abkömmlinge von Fürsten und Kaufmanns-, ja Tagelöhnersöhne wirkten im Officierscorps unter der eisernen Kriegszucht Wallensteins einträchtig auf ein Ziel hin; desgleichen finden wir nur bei Napoleon I. Was Wunder, dass er das Heer als seine eigenste Schöpfung betrachtete, dass er oft ausrief: »Mir gehört es zu,« und auch nach diesem Grundsatz handelte. Nur durch Tapferkeit gewann man seine Gunst, so z. B. Piccolomini bei Lützen. Den Antrag Gustav Adolfs, dass bei einem Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich ohne Kampf ergeben dürfe, verwarf er mit den Worten: »Sie mögen combattieren oder crepieren.« Wer bei einer rühmlichen Handlung fiel, den ehrte er im Tode, er begleitete ihn auf seinem letzten Gange, für die Hinterbliebenen derselben sorgte er väterlich. Verschuldetes Misslingen galt als Verbrechen. War ein Gemeiner zum Hauptmann befördert, so nahm er es nicht übel, wenn er nicht persönlich sich dafür bedankte.

Man darf behaupten, dass er dem militärischen Princip an und für sich im Sinne der folgenden Jahrhunderte Bahn brach, sowie er ihm durch die Einrichtung der Contributionen eine regelmäßige Grundlage schuf. Er speiste gern mit den Obersten, denn nichts, meinte er, verbindet die Gemüther mehr als ein heiteres Gelag. Aber bei aller guten Kameradschaft hielt er den Anspruch der unbedingten Unterordnung fest. In Sachen des Dienstes gab es keinen Unterschied der Person und des Standes. Des Kaisers eigene Neffen, die Prinzen Matthias und Franz von Toscana, welche mitten im Feldzuge eigenmächtig das Heer verlassen hatten, wurden ihrer Regimenter entsetzt und konnten diese nicht wieder erlangen. Nach längerer Zeit durften sie sich wieder beim Heere finden, doch, wie es scheint, ohne bestimmte dienstliche Stellung. Seither schlossen sie sich Wallensteins Gegnern an. Mit gleicher Strenge wurde auch die Geistlichkeit im kaiserlichen Heere behandelt. Im Feldlager wollte er nicht begrüßt sein und liebte die Einfachheit, außerhalb desselben aber große Pracht, war aber kein Freund von Ceremonien. Der-

selbe Mann, der sich nur schlicht kleidete, mäßig lebte (er trank zuweilen Weizenbier und aus Rücksicht für seine Gesundheit etwas Veltliner-Wein), der sich im Felde den größten Entbehrungen unterwarf, übertraf an Pomp der Haushaltung und der Tafel alle Monarchen der Christenheit. Leutselig wusste er auch die Frauen für sich einzunehmen, namentlich schwärmten für ihn die Damen am Hofe zu Berlin. Zu seinen Schwächen gehörte die Vorliebe für Astrologie, Launenhaftigkeit und der Jähzorn; wehe dem, der ihn in Zorn versetzte, Gelegenheit hiezu vermied er sorgfältig. Er liebte die Aufregung des Gespräches, in welchem sich leidenschaftliche Aufwallungen eines leicht erregbaren Selbstgefühles Luft machten. Die fernsten Aussichten erscheinen als gefasste Entwürfe, die momentanen Ausfälle als wohlbedachte Feindseligkeiten. Von denen, die ihn kannten, wurden sie als das, was sie waren, mit dem Worte Boutaden (wunderliche Einfälle) bezeichnet; in die Ferne getragen, machten sie vielen Eindruck. Sein Ruf schwankte zwischen zwei Extremen: dass er das wildeste Unthier sei, das je Böhmen hervorgebracht, oder der größte Kriegscapitän, desgleichen die Welt noch nicht gesehen. Er war dadurch emporgekommen, dass er immer den eigenen Inspirationen folgte, die er immer zur Geltung zu bringen vermochte. Er erklärte es für unmöglich, seinen Geist so weit zu bezwingen, dass er einem fremden Gebote gehorche.

Für das Wohl seines Herzogthums sorgte er mit ebenso vieler Thatkraft wie Einsicht. Die Aufgabe: in einem Lande, wo die Parteien mit erbitterter Wuth im blutigen Kampfe einander gegenüberstanden, Ordnung, Gehorsam gegen das Gesetz und Industrie hervorzurufen, war für den Herzog umso schwieriger, als er zum großen Theile die vom Kaiser confiscierten Güter der vertriebenen, landflüchtigen oder hingetrichteten Protestanten erworben hatte, Städte und Dörfer, deren Einwohner, aus Hab und Gut vertrieben, in den Wäldern umherirrten und in Höhlen lebten, nur um sicher zu sein, von Dragonern nicht mit Hunden zur Kirche gehetzt zu werden. Dem Herzoge gelang, was für einen neuen, noch dazu der feindlichen Partei angehörigen Landesherrn als das Schwerste gelten muss, sich das Vertrauen seiner Unterthanen nicht nur bald zu gewinnen, sondern auch dauernd zu erhalten. Zunächst

war er darauf bedacht, die Gemüther zu beruhigen, zu versöhnen und den Unterthanen nicht bloß durch Worte, sondern durch die That zu beweisen, dass sie an ihm einen gnädigen Landesherrn erhalten hatten. Er ließ verkünden, dass alle Flüchtlinge, welche wieder zu ihrem Grund und Boden zurückkehren, auf 3 Jahre von aller Contribution und Abgabe sowie von jeder Robot befreit werden, damit sie sich wieder erholen und zu Kräften kommen mögen. Die Beamten wurden streng beaufsichtigt, dafür aber auch reichlich und regelmäßig besoldet. Unablässig finden wir den Herzog, selbst wenn er von seinem Lande abwesend sich im Feldlager befand, bemüht, eine unabhängige Rechtspflege, geordnete Verwaltung, wozu auch die Einführung einer landständischen Verfassung gehört, zu schaffen. An der Vertheilung und Erhebung der Steuern sowie an der Rechtspflege sollten die Landstände Antheil nehmen. Man muss Wallensteins große politische Einsicht bewundern, dass er, der absolute, strenge Machthaber im Felde, den Bürgern bei den Angelegenheiten des Landes ein Wort mitzusprechen erlaubt; er bestätigt nicht allein dem geistlichen als dem ersten; dem Herren- als dem zweiten Stande ihre Privilegien und Rechte, sondern verleiht auch den städtischen Gemeinden, als dem dritten Stande, Sitz und Stimme auf den Landtagen.

Als er Gitschin zur Residenz erhob, zählte dieselbe nur 198 elende, mit Schindeln gedeckte Häuser. Sofort gab er Ziegel, Steine und bares Geld, damit wenigstens die Bürgerhäuser mit Giebeln ausgemauert werden. Zur Erweiterung der Stadt ließ er noch 100 Häuser und in den beiden Vorstädten 360 erbauen. Um dies zu ermöglichen, »soll den Bürgern alle mögliche Assistenz und Vorschüsse geleistet, wie auch billige Materialien geliefert und ihre Modells vom Hofbaumeister gefertigt werden.« Für die Reinhaltung und Verschönerung der Stadt war er unausgesetzt thätig. Das Jesuitencollegium und sein Palast wurden glänzend hergestellt. Vier- bis fünftausend Menschen wurden beschäftigt und alle großmüthig bezahlt. Auch ein prächtiger Park wurde angelegt, mit seltenen Bäumen, Pflanzen und Blumen geschmückt, mit acht künstlichen Wasserleitungen und mit sechs Springbrunnen ausgestattet.

Bisher hatten die Einwohner Gitschins nur vom Acker-

bau gelebt, von nun an sollten Gewerbe und Handel daselbst aufblühen. Er will »allerlei Artes hineinbringen, damit davon die Stadt kann populiirt werden«. So ließ er zahlreiche Woll- und Seidenarbeiter aus Italien, Büchsenmacher aus den Niederlanden, überhaupt viele Handwerker aus dem deutschen Reiche und Frankreich kommen. Aus den Jahren 1623—32 haben sich 150 Briefe und Decrete des Herzogs an die Kammer in Gitschin und an seinen Landeshauptmann von Taxis erhalten, welche sich ohne Ausnahme auf Verwaltungsangelegenheiten der eigenen Landgüter, auf die Einrichtung von Fabriken, auf Einführung dort unbekannter Zweige der Industrie beziehen; nichts ist ihm zu gering, um das er sich nicht, und zwar mit genauer Kenntniss der Sache kümmert, und wir müssen ihm zugestehen, dass er sich auch im kleinen groß zeigt. Durch solche erfindungsreiche Anstrengung wurde es ihm möglich, das kleine, ehemals unbeachtete Landstädtchen Gitschin zu einer ansehnlichen Residenzstadt zu erheben und sie zur Kriegswerkstatt zu machen, welche ihm während mehrerer Feldzüge Waffen, Munition, Kleidungsstücke, gemünztes Gold zum Sold und sehr oft sogar Brot für sein Heer lieferte.

Den Armen und Kranken, deren es während der Noth- und Kriegsjahre auch in Böhmen viele gab, nahm sich der Herzog mit treuer Fürsorge an. Er ließ Bäckereien errichten, wo den Armen auf seine Kosten Brot gereicht wurde. Mit der gewöhnlichen Schilderung Wallensteins als eines herzlosen, nur auf seinen Vorthail bedachten Egoisten stimmen auch seine Anordnungen zur Gründung und Erhaltung von Krankenhäusern schlecht überein. Auch sonst war Wallenstein kein Tyrann; denn solange er Herr von Gitschin gewesen, hat er nur einen seiner Unterthanen henken lassen.

Bei allen Lieferungen für die Armee hielt der Herzog streng darauf, dass Buch und Rechnung genau geführt werden. Wird vom Hofe einmal eine Rechnung bezahlt, so erinnert er sogleich die Kammer daran, den Posten zu streichen. Unter allen Generalen des 30jährigen Krieges, der protestantischen wie der katholischen, erscheint der Herzog als der einzige Gewissenhafte. Er weist zu verschiedenenmalen Anträge, wodurch er sich hätte bereichern können, zurück und ist mit strengem Ehrgefühl auf seinen guten Ruf bedacht. Auch

vom Münzregal wollte er keinen Vortheil ziehen. Eine besondere Vorliebe hatte der Herzog für das Prägen von Ducaten, er ließ einfache, doppelte, fünffache, zehn- und zwanzigfache Ducaten, sogar Goldstücke von 50 Ducaten an Wert, welche er als Gnaden- und Ehrengeschenke verlieh, prägen. Er bezahlte am liebsten mit friedländischer Münze. Die friedländischen Ducaten, Thaler und Groschen, vollwichtig wie die weniger Fürsten seiner Zeit, wurden in ganz Deutschland gerne genommen.

Nur durch eine gut geordnete Buchführung und Rechnungskammer war es möglich, bei den großartigen Unternehmungen und ausgebreiteten, mannigfaltigen Geschäften eine genaue Übersicht der Einnahmen und Ausgaben, sowie der ausstehenden Schuldforderungen zu jeder Zeit in Bereitschaft zu haben. »Nehmt von allen Sachen,« schreibt er, »was man so aufs Kriegswesen verwandt, und von denen, die es empfangen, Quittungen, auf dass mir's nachher von Ihro Majestät wiederum bezahlt wird.« Auch bare Vorschüsse wurden vom Herzoge mehrmals gemacht, jedoch die Zurückzahlung fiel schwer, und es liegen uns von Questenberg mehrere Entschuldigungsschreiben vor. Der Herzog lässt sich vertrösten und ist kein ungestümer Mahner; nur wenn er merkt, dass ihn die Herren in Wien übervorthen wollen, wird er ungehalten.

Man hat Wallenstein oft und heftig getadelt, dass er auf die Vergrößerung seiner Macht stets bedacht gewesen, doch ich glaube, mit Unrecht; denn je mächtiger der Herzog wurde, destomehr kam dies auch dem Kaiser zugute, der an Wallenstein zu jeder Zeit die festeste Stütze hatte.

War indessen der Herzog ein genauer Rechnungsführer und sorgte dafür, dass er bei seinen Lieferungen nicht Schaden litt, so gönnte er doch andern einen billigen Gewinn. Nirgends bemerken wir, dass er mit kleinlicher Gewinnsucht nur seinen eigenen Vortheil anstrebt, vielmehr wünscht er diesen seinen Unterthanen zuzuwenden. Kaufleuten gewährte er Vorschüsse zur Erweiterung ihrer Geschäfte, so z. B. gibt er den israelitischen Handelsleuten Jakob Bassevi und seinem Vetter Leo einen solchen von 30.000 fl. zu 6⁰/₀ und ertheilt ihnen auch einen günstigen Schutzbrief.

Für die Hebung der Landwirtschaft und Viehzucht,

namentlich der Pferde- und Schafzucht brachte er große Opfer, besondere Fürsorge wandte er auch der Bierbrauerei zu. Daher ist es nicht zu verwundern, dass überall auf seinem Gebiete reges, blühendes Leben herrschte, solange er lebte, während die übrigen Länder Deutschlands durch den Krieg allmählich verödeten.

Wallenstein wurde oft beschuldigt, ein schlechter Katholik gewesen zu sein, auch das ist nicht wahr. Wie hoch Wallenstein die katholische Religion hielt, geht auch daraus hervor, dass er seine Tochter Maria Elisabeth nur mit einem Katholiken zu vermählen wünschte, wie die Urkunde vom 3. Juli 1625 über die künftige Aussteuer und Versorgung derselben beweist. Wallenstein gieng in die hl. Messe, wie Karl von Žerotin an einen Cavalier bei Hofe am 12. Februar 1607 schreibt, und dachte sogar daran, auf seine Kosten ein Bisthum in seinen Besitzungen zu gründen; denn die ständische Erhebung hieng mit dem evangelischen Bekenntnis aufs innigste zusammen, daher wurden, aber nur aus politischen Gründen, die Pastoren aus Friedland ausgewiesen. Doch wurden die Protestanten nicht verfolgt. Als sein Landeshauptmann einst eine arme Wittib von ihrem Gütchen vertreiben wollte, weil sie nicht zur katholischen Kirche gieng, schrieb er ihm von Güstrow aus am 22. Juni 1629, er möge zusehen, »dass sie auf ihrem Gütl kann wohnen bleiben, bis ihr unser Herr bessere Gedanken gibt, dass sie den rechten Glauben wird begreifen mögen.«

Seine katholische Gesinnung ersehen wir besonders aus einem Schreiben vom 16. September 1624 an die Bürger seiner laxen Stadt Böhm.-Leipa, in welchem er sie väterlich ermahnt, alle Sonn- und Feiertage die Kirche mit gebührender Andacht zu besuchen und auch die Kinder und das Gesinde dazu anzuhalten. Wie schön äußert er sich nicht im Stiftungsbriefe seiner Karthause Stipa in Mähren: »Man muss das Irdische in das Himmlische und alles Wandelbare, Hinfällige in Ewiges, unvergänglich Bleibendes durch glücklichen Tausch verwandeln.« Dies glaubte er nach seiner Überzeugung am besten bewirken zu können, wenn er seine Reichthümer zu wohlthätigen Anstalten und frommen Stiftungen verwendete; »denn auf diese Art würde dem allmächtigen Gott ein Seiner würdiger und wohlgefälliger Dienst geleistet.« In seiner

Errichtungsurkunde der Gitschiner Probstei sagt der Herzog ausdrücklich, »dass er der sinkenden christlichen Kirche von jener Seite zuhülfe kommen und sie stützen wolle, wo sie der Hilfe und der Stütze am meisten bedürfe.« Deshalb fanden auch die verschiedenen Mönchsorden, von denen er einen wohlthätigen Einfluss auf die Bildung des Volkes, insbesondere auf die Erziehung und den Unterricht der Jugend hoffte, bei Wallenstein eine zuvorkommende Aufnahme. Als er sich später¹ in einzelnen Fällen getäuscht sah, mussten sich die betreffenden Patres freilich manche strenge Zurechtweisung gefallen lassen. Mit dem päpstlichen Stuhl in Rom suchte der Herzog fortwährend in Verbindung und gutem Einvernehmen zu bleiben. Seit dem Jahre 1629 hatte er einen ständigen Agenten in Rom. Den Jesuiten wollte er die Erziehung der Jugend anvertrauen; denn da er nicht hoffen konnte, die Älteren, die einmal abtrünnig geworden waren, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, so sorgte er wenigstens dafür, sich des heranwachsenden Geschlechtes zu versichern. Von Sagan, wo sich die Mehrzahl zur evangelischen Kirche bekannte, ließ er die adeligen Junker und begüterten Bürgersöhne nach Gitschin zu den Jesuiten bringen. Schon daraus lässt sich entnehmen, dass der Herzog nicht ein geschwornener Feind der Jesuiten, wie behauptet wird, gewesen ist. Doch lassen wir über diesen Punkt die Geschichtschreiber der Jesuiten selbst sprechen: »Unbeschreiblich ist dieses Mannes Neigung zu den Jesuiten,« so ruft Čerwenka in seinem handschriftlichen Werke über Wallenstein aus. Ebenso günstig lautet das Urtheil Balbins. Er sagt unter anderem: »Mir kommt es nicht zu, seine Feinde und die bösen Gerüchte, so damals im Umlauf waren, zu widerlegen. Das aber ist sicher, dass er bei Hof viele Widersacher und Neider hatte. Sonst war er ein überaus großmüthiger, in seinen Entwürfen weit aussehender, für uns sehr gütig gesinnter Herr. Er hatte sich oft in unserer Kirche, oft im Collegium, ja selbst bei Tische eingefunden, auch Prämien an die Schuljugend vertheilt und war überhaupt sehr herablassend und freundlich gegen uns. Die letzten Zeiten aber zog er sich zurück und klagte oft über die Intriguen unseres Ordensgenossen Lamormain«. Auch der Jesuit Schmiedl führt in seiner »Historia Societatis Jesu«,

Prag 1759, die Wohlthaten an, welche der Herzog dem Jesuiten-Orden erwies. Dabei wird das Collegium in Olmütz an erster Stelle genannt. In der That förderte Wallenstein anfänglich sehr viele Institute dieses Ordens. Späterhin änderten sich seine Ansichten über die Jesuiten, zumal da sie mit seinem Hauptfeinde, dem Grafen Slawata, Hand in Hand giengen. Wallenstein hatte eine besondere Vorliebe für deutsche Sitte und Sprache. Seine ganze Politik war eine vorwiegend deutsche. Auf das »slavische« Element war er überaus schlecht zu sprechen. Als gemeinsame Armeesprache galt die deutsche, Befehle und Relationen erschienen in dieser Sprache. Alle seine Officiere und Unterofficiere mussten deutsch verstehen und sprechen. In seiner Feldkanzlei, seinem Hofstaate, in seinem Besitzthume, im Amte und öffentlichen Leben, ja in den von ihm gegründeten Schulen wollte er deutsches Wesen und deutsche Sprache gewahrt wissen. Sein Hofstaat zeigte vom Obristen Hofmeister bis zum letzten »Bagagiknecht« herab vorwiegend deutsche Namen. Ja wir wissen, dass ein čechischer Futterschreiber um die Entlassung aus seinem Dienste petierte. »Ursachen, weil er alt, auch der deutschen Sprache nicht kundig, hingegen Herr Stallmeister alle Zettel deutsch von ihm begehre«. In seinem überwiegend deutschen Besitzthume in Böhmen, dem er auch den deutschen Namen »Friedland« nach der ganz deutschen Stadt beilegte, hatte er die gesammte Verwaltung auf deutscher Grundlage geregelt. »Auch müsst Ihr«, schreibt Wallenstein im Jahre 1625 von Eger aus an seinen Landeshauptmann, »zu der Kanzlei einen deutschen Secretari haben, dieweil ich nicht will, dass bei der Kanzlei was böhmisch solle tractiert werden.« Alle Verhandlungen im Amte in čechischer Sprache waren verboten. Ja der »Verfassungsentwurf«, womit eine »Landesordnung« und ein eigener »Landtag« für sein Herzogthum geschaffen werden sollte, enthielt die Bestimmung, dass die Führung der Processe bei den Gerichten und selbstverständlich die Rechtssprechung ausschließlich in deutscher Sprache geschehen sollte — also auch die Gerichtssprache die deutsche sein sollte.

Zu Gitschin gründete er eine Schule für Söhne vom Adel, in welche später auch Bürgerliche Zutritt erhielten. Mit dem ihm eigenen Überblicke und der zugleich in das

einzelne eingehenden scharfen Beurtheilung ordnete er den Lehr- und Stundenplan und behielt fast jeden einzelnen der aufgenommenen Schüler im Auge, wenn er auch noch so weit auf seinen Kriegszügen von seiner Heimat entfernt war. Bei der Auswahl der jungen Studenten befahl er die größte Vorsicht und gab den Deutschen den Vorzug. Sie müssen »spiritosi sein, die dorten studieren«. »Es gehen mir noch ein paar Knaben ab,« schreibt Wallenstein im September 1624 von Prag aus an Taxis, »wollte nicht gern tölpische, böhmische Janku nehmen, schaut, ob dorten etwas, das taugt, schaut aber, die eine Lust zur virtu hätten.....« Im Lehrplane waren die deutsche und lateinische Sprache als Haupt- und die italienische Sprache, die er selbst sprach, als Nebenfach aufgenommen. Außerdem wurde Arithmetik, Musik, Fechten, Reiten und Tanzen gelehrt. »Bitt«, schreibt Wallenstein an seinen Landeshauptmann, »gebt Ihr fleißig Achtung, und wenn man's nicht thun wird, avisiert mich als nämlich: dass die Knaben sich sollen in allem sauber halten, früh in die Schule gehen, auf dass sie die lateinische Sprach begreifen, Nachmittag Deutsch und Welsch sollen sie schreiben lernen.« Jährlich musste ihm über jeden Zögling Bericht erstattet werden. Bei einem solchen Anlasse, wo dem von Taxis eigenhändig verfassten deutschen auch ein in čechischer Sprache ausgefertigtes Verzeichnis beigegeben war, in welchen beiden die Namen entsetzlich schlecht geschrieben, ja theilweise völlig entstellt waren, gerieth Wallenstein in Harnisch und schrieb an seinen Landeshauptmann, einen gebürtigen Welschtiroler: »Ich vermeine, dass, da Ihr so lang in Deutschland seid, dass Ihr hätt wohl können Knaben auf deutsch und nicht auf die kojonische welsche Sprache nennen. Daraus denn auch Ihr werdet ersehen können, wie's der Kerl, der die böhmische Verzeichnis auf böheimisch nennt, dem ihr per recompensa die Händ mit Prügeln entzwei schmeißen lasst.«

Wallenstein stand auch im Begriffe, in Gitschin eine deutsche Universität zu gründen, wohin er den Rechtslehrer Hugo Grotius und den Dichter Martin Opitz berufen wollte.

Zum Schlusse dieser kurzen Charakteristik müssen wir doch auch einen Blick in sein Familienleben werfen. Das Andenken an seine erste Gemahlin ehrte er dadurch, dass er (im Jahre 1623) ihren Leichnam aus dem Dorfe Stipa in

Mähren nach Gitschin bringen und in der fürstlichen Gruft beisetzen ließ. Auch die 2. Gemahlin war mit innigster Zuneigung ihrem Gemahl zugethan. Es thut unserem Herzen wohl, mitten unter dem Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges so milde Worte einer traulichen Unterhaltung zu vernehmen, wie sie zwischen dem gefürchteten Friedländer und seiner Gemahlin stattgefunden hat. Leider sind alle Briefe Wallensteins an seine Frau anscheinend spurlos verschwunden und von Isabella an ihren Gatten bisher nur 7 durch den Druck bekannt geworden, von denen 6 dem kurzen Zeitraum zweier Wochen angehören. Selbst Hallwich konnte nach mehr als zwanzigjähriger Forschung diese vertraulichen Schreiben nur um 4 Blätter vermehren. Wahrscheinlich sind sie, so wie alles, was zu Gunsten Wallensteins sprechen konnte, nach seiner Ermordung von seinen Gegnern, welchen sein Nachlass zufiel, aus den Archiven nach Möglichkeit beseitigt worden.

»Mein herzallerliebster Gemahl,« schreibt die Fürstin aus Prag vom 20. August 1624 an ihren Gemahl nach Wien: »Gestern hab ich mit höchsten Freuden ein liebes Brieflein von Ihm empfangen, welches mich gewiss mehr vergnügt hat als alles, was mir hier Angenehmes geschehen könnte, außer Ihn selbst zu sehen, dessen Er mir aber schlechte Hoffnung gibt. Unser Herr weiß doch, wie mir in der Welt nichts härter ankommt, als Ihn so lange nicht zu sehn; ... es ist mir wohl von Herzen leid, dass Er an Seinen Fuß wieder übel auf ist; ich hoffe aber zu Gott, es werde bald wieder besser werden. Es ist für Ihn hier wohl gar keine Zeit, krank zu sein. Wollte Gott, ich wäre nur auf etliche Stunden bei Ihm und könnte bei Seinem Bett auf der Erde sitzen; ich wollte fleißig bei Ihm bleiben. ... Isabella.«

Da am folgenden Tage ein Brief vom Fürsten eintraf, schreibt die besorgte Gattin sogleich am 21. August wieder: »Mein gar herzliebster Herr, Sein mir gar liebes und angenehmes Briefel hab ich mit höchster Freud empfangen..... Ich dank Ihm gar zu tausend Malen, dass Er mich gern bei Ihm gehabt hätte und dass Ihm ohne mich die Weil ist lang gewesen u. s. w.« Mit zarter Aufmerksamkeit für seine Gemahlin ertheilt der Herzog zu verschiedenenmalen aus dem Feldlager Befehle an die Gärtner: auf den Söller der Herzogin wohlriechende Blumen zu stellen, Veilchen für sie zu sammeln, die sie in ihre Leibwäsche zu legen wünscht, und dgl. mehr. Besonders aber zeugen seine letztwilligen Verordnungen für die Liebe, mit welcher er für seine Gemahlin und Tochter Sorge trug.

III.

Wallensteins zweites Generalat und Sturz.

Wallensteins Absetzung, welche von vielen Seiten, namentlich von Pappenheim und anderen hervorragenden Officieren aufs lebhafteste bedauert wurde, hatte bald für den Kaiser missliche Folgen. Sachsen und Brandenburg eiferten mit aller Entschiedenheit gegen das Restitutionsedict. Vielleicht hätte der Kaiser nachgegeben, wenn nicht die streng kirchliche Partei mit aller Macht dagegen gearbeitet hätte. Pater Weingarten in Regensburg predigte in Gegenwart des Kaisers und der katholischen Fürsten, dass Karl V. für seine Connivenz in Bezug auf die Besitzthümer der Kirche und den Fortschritt des Protestantismus überhaupt durch den Umschlag seines Glückes und die Nothwendigkeit, das Kaiserthum schimpflich abzugeben, bestraft worden sei. In der Aufregung der Rede warf er sein Barett auf die Kanzel mit den Worten: »Werde Seine jetzt regierende Majestät die entwandten geistlichen Güter nicht herstellen, so werde ihn Gott strafen.«

Mit Gustav Adolf hoffte man bald fertig zu werden, wehe dann seinen Anhängern; trotzdem wurden keine ernstlichen Vorkehrungen zur Abwehr getroffen. Im Februar 1631 versammelten sich die evangelischen Stände zu Leipzig und verlangten nochmals die Zurücknahme des Edictes, die meisten wiesen jedoch die Verbindung mit Schweden zurück. Selbst Spaniens Gesandter rieth dem Kaiser dringend, dieses Edict zu suspendieren, aber ohne Erfolg. Da rief der Kurfürst von Sachsen den Schwedenkönig herbei, die Erfolge desselben sind bekannt.

In Würzburg zeigte der Schwedenkönig schon recht deutlich, welche andere Stellung der Befreier von Deutschland einzunehmen gedachte, als er früher verkündigte. Er legte

den protestantischen Fürsten wie ein Oberherr die Bedingungen auf, unter denen sie in seine Allianz eintreten mussten, und nöthigte sie zur förmlichen Huldigung. Alle eroberten geistlichen Länder sowie die Pfalz kamen unter schwedische Verwaltung. Das schwedische Heer sollte auf 200.000 Mann gebracht werden, die Deutschen sollten sie erhalten. Mit deutschem Blute und deutschem Gelde wurde seither der Krieg gegen den Kaiser weitergeführt. Die Verhältnisse in Deutschland schienen eine völlige Umgestaltung zu erfahren, Gustav strebte bereits nach der Kaiserwürde, wer konnte ihn daran hindern?

Die Sachsen hatten Böhmen und Schlesien erobert, viele von den Verbannten, auch Graf Thurn, kehrten wieder in ihre Heimat zurück. So war leider eingetroffen, was Wallenstein befürchtet hatte. Die Bedrängnis der Katholiken war unermesslich, nirgends Hilfe zu finden. Die italienischen Staaten nahmen die Gesandten des Kaisers nur kühl auf, die Schweizer zogen eine Allianz mit Gustav der kaiserlichen vor. Auch der Papst sah eine Schwächung der übermächtigen Habsburger gerne und verweigerte die Hilfe, zumal das römische Volk laut und gebieterisch gegen eine Unterstützung des Hauses Österreich sich aussprach. Unter diesen Umständen wankten auch die Fürsten der Liga und stellten sich ohne Einwilligung des Kaisers unter den Schutz Frankreichs, das ihnen den Schweden gegenüber eine neutrale Stellung zu verschaffen versprochen hatte. Im Mai 1631 hatte Max mit Frankreich einen Bund abgeschlossen, der ihn dem Kaiser gegenüber mindestens unabhängig machte. Welch ein Zustand war das aber für das Haus Österreich und dessen Zukunft? Wenn man den Lutheranern zutraute, Gustav zum römischen König erheben zu wollen, so regte sich jetzt die Besorgnis, von den Franzosen und der Liga sei Max zu dieser Würde bestimmt. Daher war die dringendste Nothwendigkeit für Ferdinand II., wieder ein eigenes Heer aufzustellen. An vielen Stellen versuchte man Werbungen, aber sie gewannen keinen rechten Fortgang. Als der einzige Mann, der fähig sein würde, sie in Gang zu bringen, ein Heer zu sammeln, erschien Wallenstein. All seine Freunde regten sich wieder für ihn, er war wieder der Mann der spanischen und dynastischen Partei. Auch nach seiner Entlassung war Wallenstein

mit dem Kaiser in einem vertraulichen Verkehr verblieben und hatte von Ferdinand II. Aufträge erhalten, welche beweisen, dass er ihm fortwährend sein Vertrauen schenkte. Mit dem lebhaftesten Antheil verfolgte der Herzog von Friedland den Zug des Schwedenkönigs; weit entfernt aber, an der Verlegenheit des kaiserlichen Hofes ein schadenfrohes Vergnügen zu finden, sinnt er vielmehr auf Anschläge, »die schwedische Canaglia«, die er wie die Pest hasst, zu vertreiben, und sucht im Einverständnisse mit dem Kaiser, Gustav in dem Dänenkönig einen Gegner zu erwecken. Allerdings wurden schon zu jener Zeit lügenhafte Gerüchte ausgesprengt, dass Wallenstein mit Gustav sich gegen den Kaiser verbündet habe, um sich an ihm zu rächen. Bereits in einem Briefe Tillys vom 21. Februar 1631 an den Herzog geschieht jener Gerüchte Erwähnung, welche durch französische Zeitungen verbreitet worden seien. Dieser dankt Tilly am 13. März 1631 für die Mittheilung und versichert, dass er vom Kaiser sich keineswegs beleidigt fühle, auch sei das offene Gitschin mitten in den kaiserlichen Erblanden, wo er sich vollkommen entwaffnet befinde, nicht der Ort zu gefährlichen Unternehmungen, weshalb sich solche Zeitungen wohl anhören, aber mit Lachen beantworten lassen. Der Herzog braucht indessen doch die Vorsicht, dem Herrn von Questenberg und dem Oberst St. Julian Tillys Brief nebst der Einlage und die ihm darauf ertheilte Antwort in Abschrift mitzutheilen, und schreibt dazu: ». . . . Ich bin vom Kaiser im wenigsten nicht offendieret, Unser Herr behüte mich auch, dass mir in Gedanken etwas solchen kommen sollte. Ich erinnere, dass von anderen Orten solches herrührt und mans dem Herrn Tilli zugeschickt hat, denn: »piensa el ladron gue todos son de su condicion.« (Der Schelm denkt, dass alle von seinem Schlage sind.) Dass Gustav Versuche gemacht hat, mit Wallenstein anzuknüpfen, ist historisch und leicht zu erklären. Bei den geringen Mitteln, über welche er bei seiner Landung verfügte, musste er alle an sich zu ziehen suchen, von denen er glaubte, dass sie dem Kaiser feindlich gesinnt seien, vielleicht wurde er auch von Frankreich dazu aufgefordert. Mindestens konnte er hoffen, Wallensteins Gesinnung dadurch beim Kaiser zu verdächtigen und den einzigen ihm ebenbürtigen Gegner unschädlich zu machen. Dasselbe Ziel

verfolgte wahrscheinlich auch später der französische Gesandte Feuquières in Dresden, vielleicht sogar im Einverständnisse mit Max von Baiern.

Dem Kaiser war daran gelegen, mit dem altverbundenen Hause Sachsen, das nur ungern zu Schweden übergetreten war, wieder in Verbindung zu treten; deshalb erhielt Wallenstein den Auftrag, mit Feldmarschall Arnim, welcher Böhmen erobert und ehemals unter ihm gedient hatte, Unterhandlungen zu pflegen. Ende November des Jahres 1631 kamen beide im Schlosse Kaunitz (zwischen Prag und Pardubitz) zusammen.

Zur selben Zeit war von der Neutralität Baierns im Kampfe Schwedens und der Protestanten gegen den Kaiser die Rede, in welcher Max sich verpflichten sollte, Norddeutschland in den Stand vor den Unruhen wiederherzustellen, wodurch der Kaiser seiner Autorität factisch entsetzt worden wäre. Deshalb entschloss sich Ferdinand II., das Restitutionsedict aufzuheben; denn nur unter dieser Bedingung ließ sich Wallenstein herbei, ein Heer zu werben, nur so konnte er auf einigen Erfolg rechnen. Am 21. December 1631 erklärte sich Wallenstein zu Znaim dem Minister Eggenberg gegenüber bereit, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, nachdem ihm dieser im Namen des Kaisers volle Actionsfreiheit zugesichert hatte. Wollte Wallenstein Großes ausführen, musste er die gleiche Unabhängigkeit besitzen wie der Schwedenkönig. Der Kaiser, betheuerte Eggenberg, verlasse sich auf Wallensteins Geschicklichkeit und Treue, er wolle deshalb keine besondere Instruction aufstellen. Weder durch den Beichtvater, noch durch andere soll der General in seinem Dienste und seinen Handlungen gestört und gehindert werden; solle demselben je von Widerwärtigen etwas Widriges begegnen, so brauche er sich nur an den Kaiser selbst zu wenden; der werde dafür sorgen, dass ihm von jedermann Genugthuung gegeben werde. Diese Worte schienen die Ermächtigung zu enthalten, dass er sich inzwischen auch selbst helfen könne. Wallenstein versprach, um Max nicht in die Arme Frankreichs zu treiben, mit den katholischen Fürsten ein gutes Einvernehmen zu beobachten. Die Generale wurden angewiesen, seinen Anordnungen folgezuleisten, selbst Tilly war damit einverstanden.

Das Vertrauen der Menschen auf die Zukunft bedarf nun einmal eines großen und bewährten Namens, daher ward die Wiedererhebung Wallensteins in der Armee mit allgemeiner Freude begrüßt. Für ihre Ergänzung war sein Wort unentbehrlich, und nun konnte er wieder das ihm angeborne organisatorische Talent entwickeln, da die spanischen Subsidien wieder flüssig wurden und er selbst ein großes Vermögen besaß. Die Generale schlug Wallenstein vor, die Ernennung erfolgte durch den Kaiser. Wallenstein behielt sich vor, das Heer, wohin es ihm gut schien, zu führen, in welcher Stärke und zu welcher Zeit. In wenigen Monaten hatte er eine Menge Kriegsvolk beisammen, aber, was noch schwieriger war, auch organisiert, discipliniert und mit allen Einrichtungen für Mund- und Schießbedarf sowie für die Krankenpflege versehen. Doch hatte er den Oberbefehl nur auf 3 Monate übernommen, daher kamen Eggenberg und Wallenstein zu Göllersdorf zwischen Znaim und Wien am 13. April 1632 nochmals zusammen. Die Bedingungen, die er zur Fortführung des Commandos hiebei gestellt haben soll, galten von jeher für außerordentliche, dass er aber so ungemessene, dem kaiserlichen Ansehen abträgliche Forderungen gestellt, wurde ihm selbst von seinen Bewunderern nicht zur Ehre angerechnet. Die Forschung hat aber die meisten derselben ausgemerzt. Wahrscheinlich sind die Versprechungen, die er allerdings erhielt, niemals in eine förmliche Capitulation zusammengefasst worden. Er erhielt die schriftliche Vollmacht zu den Friedensunterhandlungen, ferner bestätigte ihm der Kaiser sein Recht auf Mecklenburg und gewährte ihm, da dies vom Feinde besetzt sei, interimistisch das Fürstenthum Glogau, bis ihm ein anderes Fürstenthum mit dem gleichen Einkommen und gleicher Würde zugewiesen würde, sowie das Recht, die militärischen Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken zu leiten. Wallenstein verlangte nur das, was er unter den gegebenen Verhältnissen verlangen musste, und verzichtete für seine Person auf das Mehr, weil er dieses für seine Mission als störend erachtete. Wenn man die unzähligen, von ihm während des ersten Generalats erduldeten Quälereien und Kränkungen, welche uns die in letzter Zeit veröffentlichten Gesandtschaftsberichte

enthüllen, denkt, so begreift man es, dass Fürstbischof Anton von Wien seine endliche Einwilligung als eine Selbstüberwindung bezeichnen konnte. Aus keiner Zeile, die uns über jenen denkwürdigen Abschnitt überliefert ist, blickt eine Überhebung oder ein Versuch, die kritische Lage für sich auszubeuten, heraus, welche Mäßigung und Hingebung auch der Kaiser durch sein unbegrenztes Vertrauen und sein großartiges Geschenk von 400.000 fl. hochherzig erwidert.

Unter ganz anderen Umständen trat Wallenstein sein zweites Generalat an als das erste; die europäische Allianz gegen Österreich hatte das Übergewicht, namentlich in Deutschland, ein fremder König stand mitten im Reich. Im Bunde mit ihm waren die Protestanten in die Erblände eingefallen. Wallenstein wollte Österreich schützen, in seinem alten Bestande wiederherstellen und die kaiserliche Autorität nach der alten Reichsverfassung retten. Der erste Auszug aus Böhmen war ein Unternehmen auf gut Glück, der zweite hatte den bestimmten Zweck der Wiedereroberung des Verlorenen. Dieses Ziel nur einigermaßen zu erreichen, war aber in diesem Augenblicke doppelt schwer, da Gustav Adolf die Zeit, in welcher sich das kaiserliche Heer formierte, benützt hatte, das ligistische zu vernichten. Tilly war (am 30. April 1632) umgekommen, Baiern größtentheils in den Händen der Schweden; Max verzweifelte an fernern Widerstand. Da die durch Frankreich eingeleiteten Neutralitätsverhandlungen Baierns mit Schweden erfolglos waren, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Kaiser anzuschließen und der militärischen Leitung Wallensteins sich zu unterwerfen. Flehentlich bat er den Friedländer um Rettung, denselben Mann, den er 2 Jahre früher für seinen Feind erklärt und gestürzt hatte.

Doch Wallenstein gieng von dem richtigen Grundsatz aus, nur ein schon completes und gut ausgerüstetes Heer gegen den Feind zu führen, und hinderte deshalb den Siegeslauf des Schwedenkönigs unterdessen nicht. Dieser stand nach dem Einzuge in München Mitte Mai 1632 auf dem Höhepunkte seines Ruhmes. Und doch lagen die Dinge nicht so glänzend, als sie schienen. Da die herrschsüchtigen Pläne des fremden Eroberers immer deutlicher hervortraten, wurden seine Verbündeten immer lässiger in ihrem Beistande, während die Katholiken sich wieder zu neuem Widerstande aufrafften.

Wallenstein blieb bei dem noch vor seinem Wiedereintritt besprochenen und genehmigten Plane, nach der Wiedereroberung Böhmens nach Sachsen vorzudringen, um den König von Schweden zu nöthigen, den Sachsen zuhülfe zu kommen, wodurch das südliche und westliche Deutschland von ihm befreit worden wäre, oder, wenn er das nicht wollte, den Kurfürsten zu bestimmen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Auf das letztere war Wallensteins vornehmste Absicht gerichtet. Seine Mission war nicht allein militärischer, sondern zugleich auch diplomatischer Art. Er gedachte, den Bund aufzulösen, durch welchen der Umschlag geschehen war, Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen und dieses nach der Isolierung zu einem für Deutschland erträglichen Frieden zu zwingen. In dieser Hoffnung hatte er sich versprechen lassen, dass seine Entschädigung erfolgen sollte, möchte er den Krieg glücklich beenden oder auch nur einen guten Accord zustande bringen. Am 25. Mai 1632 wurde Prag beim ersten Ansturm erobert. Durch diesen Erfolg in seinem alten Rufe gehoben, nahm er die Verhandlungen mit Sachsen sofort wieder auf. Es ist erwiesenermaßen bare Lüge, wenn später behauptet wurde, die Unterhandlungen seien ohne Wissen des Kaisers erfolgt. Nachdem er in einem Monate ganz Böhmen erobert hatte, vereinigte er sich an dem strategisch bedeutendsten Punkte in der Nähe von Eger, wo er sich wohl selbst mit den Sachsen zu verbinden gedachte, mit Max von Baiern und rückte nach Franken vor. Zum Schutze Baierns hatte Wallenstein ein großes kaiserliches Corps unter Aldringen dahin abgeschickt. Max hatte nur mit unverhohlenem Groll der militärischen Oberleitung Wallensteins sich unterworfen, dagegen zeigt Wallensteins Correspondenz selbst noch in den ersten Monaten des Jahres 1633 nicht die geringste Spur einer Gereiztheit gegen Max. Wie sehr er die Bedeutung Baierns für die kais. Sache zu würdigen wusste, geht aus folgender Äußerung hervor: »Wenn wir Kurbayern auf unserer Seite haben, so sind wir patroni nicht allein von Deutschland, sondern von ganz Europa.« Um Sachsen näher zu sein, zog Gustav Adolf mit der Hauptmacht aus Baiern nach Nürnberg, wo er ein großes befestigtes Lager anlegte. Er wollte die protestantischen Reichsstände zu einem besonderen corpus evangelicorum unter seiner Leitung zusammen-

schließen, um stärker im Reiche zu werden als der Kaiser. Es war jedoch schon zu spät für solche Pläne, in Wallenstein hatte er endlich einen ebenbürtigen Gegner gefunden. In der Nähe von Nürnberg legte auch Wallenstein auf einer Anhöhe bei Zirndorf ein befestigtes Lager an, dergleichen man auf deutschem Boden noch nicht gesehen. Es wäre nutzlose Arbeit gewesen, die schwedischen Schanzen zu stürmen; denn selbst wenn man sie überschritt, fand man die starken doppelten Mauern und tiefen Gräben der Stadt vor sich.

Wallenstein wollte die Armee, auf welcher die wiederhergestellte Autorität seines Kaisers beruhte, durch einen Angriff nicht der Vernichtung preisgeben; sein Heer war noch nicht eingeübt, die Schweden dagegen gut geschult. Daher ließ Wallenstein vernehmen, er wolle den Schwedenkönig eine andere Art von Kriegführung lehren. Durch seine überlegene Cavallerie schnitt der Friedländer die Schweden von aller Zufuhr ab, so dass in Nürnberg große Noth entstand und tausende in kurzer Zeit starben. Der König beschloss deshalb, seinen Gegner um jeden Preis aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Er wolle, soll er gesagt haben, die Burg Zirndorf, den Schlüssel zu Wallensteins Stellung, nehmen oder nicht mehr König sein. Nach fast zweitägigem, äußerst erbittertem Kampfe musste der König abziehen und gieng nach Süden, um zur Unterstützung der oberösterreichischen Bauern, die im Vertrauen auf die ihnen zugesagte schwedische Hilfe sich wieder erhoben hatten, in die österreichischen Erblande einzufallen. Allein Wallenstein zog nach Sachsen, um den Kurfürsten zum Anschlusse an den Kaiser zu zwingen. Deshalb eilte auch der König aus Furcht, von Schweden abgeschnitten zu werden, ebenfalls dorthin und legte bei Naumburg abermals ein befestigtes Lager an. Wallenstein wollte Max nach Sachsen ziehen, um daselbst den großen Kampf auszufechten, ohne diese Hilfe aber glaubte er nicht einen entscheidenden Schlag führen zu können. Max wusste auch zu verhindern, dass Aldringen, mit seinen Regimentern rechtzeitig von Wallenstein nach Sachsen berufen, wirklich Folge leistete.

Weil Gustav Adolf sein Lager nicht verließ, hielt Wallenstein den Feldzug für dieses Jahr beendet und schickte Gallas mit einer Abtheilung nach Böhmen, um dieses Land gegen einen Einfall von Schlesien her zu decken, und Pappen-

heim zum Schutze Kölns nach Westen ab. Als der König dies erfuhr, hoffte er, Wallenstein mit leichter Mühe besiegen zu können, und griff ihn bei Lützen an (16. November 1632). Dieser nahm unter den ungünstigsten Bedingungen die Schlacht an, um durch einen Sieg sich die Winterquartiere in Feindesland zu sichern, und rief Pappenheim herbei. Beide Parteien wetteiferten an Tapferkeit. Im kaiserlichen Heere blieb fast kein Mann unverwundet. Wallenstein, selbst von einer Kugel gestreift, hielt unerschrocken mit dem überlegenen Blick des geübten Heerführers alles in Ordnung. Er bemerkte aber, dass der bessere Theil seiner Truppen erschöpft, der andere, dessen Haltung überhaupt seinen Erwartungen nicht entsprach, nicht mehr zusammenzuhalten sei. Dazu kam, dass durch das Aufliegen einiger Munitionswagen den Kaiserlichen der Schießbedarf ausgegangen war. Die Nacht machte dem unentschiedenen Streite ein Ende. Wallenstein fühlte jedoch, dass er die eingenommene Stellung nicht weiter behaupten könne. Nicht ohne die besten Führer zurathe gezogen zu haben, beschloss er den Rückzug. Als das Pappenheim'sche Fußvolk noch am Abend eintraf mit der Absicht, die Schlacht zu erneuern, gab ihm der General die Weisung, nur eben den Rückzug decken zu helfen. Denn selbst nach einem vollständigen Siege über die Schweden hätte sich Wallenstein wegen des Hasses der Landeseinwohner nach Böhmen zurückziehen müssen. Schon waren die Fuhrleute, welche das Geschütz angefahren hatten, mit ihren Pferden davon gegangen, es konnte deshalb nicht einmal mit fortgeschafft werden. Das ganze Land war feindselig und zur Empörung geneigt. Wallenstein hätte fürchten müssen, den Bestand der Armee zu gefährden, auf der seine Größe beruhte. Wo hätte er mitten im Winter Munition und Lebensmittel im verödeten Lande in hinreichender Menge finden können, wenn die Verbindung mit Böhmen durch die Feinde oder durch das Wetter unterbrochen worden wäre? Auch die Schweden konnten ihren angeblichen Sieg nicht benützen und zogen sich nach Weißenfels zurück. Unter den Gefallenen befanden sich der edle Pappenheim und der berühmte Schwedenkönig.

Dieser war für seinen Ruhm zur rechten Zeit gestorben, da seine eigennützigen Pläne noch nicht zur Verwirklichung gekommen waren; denn es muss sehr fraglich sein, ob bei

der Lauheit der Franzosen und dem zunehmenden Mißtrauen und Abfall der Protestanten Gustav die großen Vortheile, die er bisher errungen, auch würde haben behaupten können. Richelieu war über den Tod seines Verbündeten sehr erfreut, weil dieser sich nicht als bloßes Werkzeug hatte von ihm gebrauchen lassen. »Es ist Zeit,« hatte der Cardinal schon früher ausgerufen, »den Fortschritten dieses Gothen ein Ende zu setzen.«

In Böhmen wurde während des Winters von Wallenstein alles vorbereitet, um im Frühjahr 1633 drei große Corps nach Baiern, Franken und Schlesien ins Feld rücken zu lassen, mindestens 120.000 Mann standen dem Kaiser zur Verfügung, doch war Wallenstein zum Frieden geneigt, weil seine und der österreichischen Erblande Hilfsquellen auf die Dauer nicht ausreichten. Zum dänischen Gesandten Wartensleben, der wegen Schwedens wachsender Macht den Frieden vermitteln wollte, sagte er, »er fühle jetzt, dass er alt werde; er sei von Krankheit geplagt, der Ruhe bedürftig, er besitze eine Stellung, die ihm genügen könne, von der Fortsetzung des Krieges dürfe er sich keinen Zuwachs an Reputation versprechen, sondern eher das Gegentheil; niemals habe er größere Vorbereitungen zum Kriege gemacht, aber doch niemals heißere Begierde gehabt, Frieden zu schließen. Von dem, was er persönlich prätendieren könne, sei er bereit, einiges nachzulassen, um das große und nothwendige Werk nicht zu hindern.« Wartensleben sah auch einen Brief, worin Wallenstein den Kaiser auffordert, auf den Frieden zu denken und die Menschen fernzuhalten, deren Bemühen immer nur sei, Zwietracht zu säen. Wenn man überhaupt keine Kriegführung verstehen kann, ohne die politische Lage zu kennen, in welcher die Waffen zu einem bestimmten Zwecke einzugreifen bestimmt sind, so ist dies viel mehr noch der Fall, wo ein Feldherr auftritt, der auch über den Frieden zu entscheiden hat. Eine der Maximen des Herzogs war auch, das eine verstehen zu geben, das andere zu thun.

Zu Beginn des Jahres 1633 wollte der spanische Prinz Don Fernando über die Alpen nach den Niederlanden gehen, weil die Niederländer die See beherrschten. Der Gubernator von Mailand, der Herzog von Feria, sollte ihm den Weg

bahnen. Die Spanier suchten in der Unterpfalz festen Fuß zu fassen, um durch eine Verbindung der italienischen Besitzungen mit der Freigrafschaft und den spanischen Niederlanden die Wiedereroberung der abgefallenen Provinzen vorbereiten zu können. Wie rücksichtslos die spanische Interessenpolitik selbst dem Hause Österreich gegenüber ihr Spiel trieb, ersieht man daraus, dass Spanien im Herbst des Jahres 1632 mit Wallenstein ein festes Bündnis abzuschließen gesonnen war, dessen Speculationen selbst vor dem Kaiser geheim gehalten werden sollten. Wallensteins Schwankungen in den Verhandlungen mit Schweden und seinen Verbündeten wurden oft von der damaligen spanischen Politik bedingt. Solange es sich nur um einen Durchzug spanischer Truppen durch deutsches Gebiet handelte, war Wallenstein bereit, den Marsch derselben zu unterstützen. Er befahl am 2. Februar 1633 Aldringen in Schwaben, sich darüber mit dem Herzog von Feria ins Einvernehmen zu setzen. Als er aber merkte, dass Spanien die Stellung einer ausschlaggebenden Macht auf deutschem Boden von neuem zurückerobern wollte, war er dagegen.

Die Lage der Katholiken war im Anfange des Jahres 1633 gerade nicht sehr hoffnungsvoll. Oxenstierna hatte nach Heilbronn eine Versammlung der Protestanten einberufen; englische, französische und holländische Gesandte wohnten ihr bei und versprachen Unterstützung. Die Holländer verlangten dafür das Erzstift Bremen, die Franzosen strebten nicht bloß Elsass, sondern womöglich das ganze linke Rheinufer an. Ohne Scheu schalteten die Fremden mit deutschem Land und Volk. Am 13. April 1633 wurde der Bund der 4 oberen Kreise mit Schweden abgeschlossen. Eine Bundescassa wurde gegründet, in welche die Stände jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler zahlen sollten. Die Protestanten stellten nun 7 Heere auf und machten unter Bernhard von Weimar in Franken gegen Johann von Werth große Fortschritte, die erst durch eine Meuterei seiner hohen Officiere, die seit langer Zeit unbezahlt geblieben waren, gehemmt wurden. Nur durch Güteranweisungen in Deutschland konnten sie zufrieden gestellt werden. Dabei vergaß Bernhard auch nicht seinen eigenen Vortheil und ließ sich vom schwedischen Reichskanzler die Bisthümer Bamberg und Würzburg unter dem Titel eines Herzogthums

Franken zu Lehen geben. Die Herrschergelüste der Fremden verstärkten die Friedensliebe der deutschen Protestanten; doch die Wachsamkeit des schwedischen Legaten am Hofe zu Dresden und andere Umstände verhinderten das Friedenswerk. Wallenstein sagte, man müsse den Frieden so einrichten, dass die Fremden völlig aus Deutschland entfernt würden, die Spanier und Franzosen von der einen, die Schweden von der andern Seite; höchstens sollte Schweden eine Geldentschädigung bekommen, aber keinen Fußbreit deutscher Erde. Dazu sollten Katholiken und Protestanten einmüthig zusammenwirken.

Während des Friedländers Verwandter Kinsky mit dem französischen Gesandten in Dresden trügerische Verhandlungen pflog, betrieb jener vielmehr die Unterstützung des Herzogs von Lothringen gegen Frankreich. Überhaupt ist aus allen Urkunden ersichtlich, dass die damaligen diplomatischen Verhandlungen immerfort nur auf gegenseitige Täuschung hinausliefen. Noch immer aber hoffte Wallenstein, seine umfassenden Entwürfe mit Zustimmung des Kaisers selbst durchzuführen. Freilich die böhmischen Exulanten hegten andere Pläne. In ihrem Auftrage begab sich einer von ihnen, der in schwedischen Diensten stehende Oberst Bubna, im Mai 1633 zu Wallenstein, um ihn zum Abfall vom Kaiser zu bewegen und ihm im Namen Schwedens die böhmische Krone anzubieten. Dieses Anerbieten wies er durchaus zurück mit den Worten: »Das wäre ein groß Schelmestück,« und brach auf solche Zumuthungen hin überhaupt die Unterhandlungen mit Oxenstierna ab. Auch von Frankreich wurde ihm im Sommer d. J. 1633 die böhmische Krone angeboten, ohne dass er bis December eine Antwort darauf gab. Allein wie die Schweden sahen bald auch die klugen Franzosen ein, dass Wallensteins Absicht nur auf Täuschung gehe, deshalb schreibt Feuquières an Richelieu unter anderm, Wallenstein suche nichts weiter, als Misstrauen zwischen dem Könige und seinen Alliierten zu erregen. Dagegen machte Wallenstein dem kaiserlichen Hofe Andeutungen, dass ihm von feindlicher Seite die höchsten Würden angetragen wurden; aber von diesen Stößen, drückt er sich aus, könne seine Gesinnung nicht durchlöchert werden; er sei durch die Pflicht gewappnet, welche ihm sein Dienst und sein Gewissen

auferlege. Nur wollte er den einflussreichen und thätigen Feinden gegenüber, die er am Hofe hatte, zugleich auf eigenen Füßen stehen, vor allem seines Heeres unbedingt sicher sein, das ihm die Stellung verschaffte, in der man seine Allianz suchte und seinen Plänen Gehör gab.

Wiederholt schlug Wallenstein den Sachsen und Brandenburgern eine Cooperation zur Verjagung der Schweden vor. Darauf beruhte sein Vordringen, Bedrohen, Stillstandschließen und Wiederlosbrechen im Sommer d. J. 1633. Er sagt: »Er spiele mit den Feinden wie die Katze mit der Maus.« Es ist sonnenklar, damals war Wallenstein kein Verräther; die Schweden, die Sachsen, Brandenburger und die böhmischen Emigranten, alle schalten laut, der Friedländer habe sie nur schwächen, veruneinigen und benachtheiligen wollen.

Da Wallenstein Sachsen und Brandenburg vom schwedischen Bunde nicht zu trennen vermochte, getraute er sich allein, die Schweden »herauszuschmeißen«. Anfangs October überfiel er ihr schlesisches Corps bei Steinau; von allen Seiten vollständig eingeschlossen, mussten Thurn und Duval (am 11. October d. J. 1633) capitulieren; 79 Compagnien zu Fuß und mehrere brandenburgische und sächsische Regimenter mit Sack und Pack, mit vielen Geschützen und Munitionsvorräthen fielen in die Hände der Kaiserlichen. Alles gemeine Volk wurde in das österreichische Heer eingereiht, den Officiern, die nicht weiter dienen wollten, unter der Bedingung abzuziehen erlaubt, dass alle noch in schwedischen Händen befindlichen festen Plätze in Schlesien übergeben werden, bis zu welchem Zeitpunkte Wallenstein sie zurückbehielt. Ein plötzlicher Schlag, welcher der Welt bewies, dass der alte Friedländer noch lebe und die Sache seines Kaisers mit aller Geschicklichkeit und Energie vertheidige. In wenigen Tagen eroberte er ganz Schlesien sowie die Lausitz, und seine Reiter streiften verwüstend durch Brandenburg und Pommern. So waren alle österreichischen Erblände wieder in seinen Händen. Mit weit größerer Aussicht auf Erfolg konnte er nun die Friedensunterhandlungen mit den beiden Kurfürsten erneuern.

Unzweideutig hat Wallenstein Schritt für Schritt die Bahn bezeichnet, die er zu gehen gedachte, es ist wahrlich nicht seine Schuld, wenn sie so lange im Dunkeln gelegen. Schon bei der Übernahme des 1. Generalats sprach Wallen-

stein die Überzeugung aus, dass der Krieg unmöglich mit einem Siege werde beendet werden, wie ihn die Kriegspartei am Hofe träumte. »Der Kaiser,« sagte er, »hat nicht die Mittel zu kriegen, und dies Wesen ohne Geld kann kein Bestand nicht haben, die wenigste Schlappe, die wir kriegen werden, moviert das ganze Reich wider uns.« Mit Wallensteins Unterhandlungen war die Kriegspartei in Wien nicht zufrieden. An ihrer Spitze befand sich des Kaisers Sohn Ferdinand III., König von Ungarn und Böhmen, der schon im Jahre 1630 die Oberfeldherrnstelle gewünscht hatte. Ihm zur Seite stand der Hofkriegsraths-Präsident Graf Schlick, der schon seit langer Zeit mit Wallenstein nicht in gutem Einvernehmen war. Im Hofkriegsrathe saßen Männer, wie Tiefenbach, Marradas und Savelli, Ritter von der traurigsten Gestalt, fast ohne Ausnahme durch viele und blutige Niederlagen weltberühmte Exfeldherren und persönliche Gegner Wallensteins. Und solche Herren hatten über Wallensteins Pläne zu entscheiden! Ihnen gegenüber hatten Fürst Eggenberg, Bischof Anton und Questenberg einen harten Stand. Sie sagten zum Kaiser: »Wann Eure kaiserliche Majestät auch zehn victorias würden erhalten, sei doch nichts gewonnen; der Feind habe allzeit Mittel, sich wieder aus eigenen Kräften und benachbarten Hilfen zu erholen; entgegen, so Eure kaiserliche Majestät einen einzigen colpo verlören, sei kein riparo mehr, sondern es gehe alles fort.« Daher denn auch das Drängen Wallensteins in Ferdinand II., »die Menschen von sich entfernt zu halten, deren Bemühen nur immer sei, Zwietracht zu säen.« — Wallenstein waren die geheimen Bestrebungen Frankreichs, des deutschen Erbfeindes, und seines ränkevollen Premiers nicht unbekannt, »das hochlöbliche Haus Österreich zu ruinieren,« daher er diese Macht so viel wie möglich nach innen und außen zu beschäftigen suchte. Hiezu boten die Zerwürfnisse Ludwigs XIII. mit seiner eigenen Familie einerseits und mit Karl von Lothringen andererseits die erwünschte Gelegenheit. Alle Gegner Frankreichs wurden vom Friedländer nach Kräften unterstützt, und zwar im Einverständnisse mit dem Wiener Hofe, wie die Urkunden beweisen. Wie kann man da noch von verrätherischen Absichten Wallensteins gegen den Kaiser sprechen?

Bei der Übernahme des 2. Generalats hatte sich der

Kaiser, wie es scheinen will, aus eigener Initiative verpflichtet, dass der Feldherr künftig nie wieder durch den Beichtvater.. in den actionibus gehindert und aufgehalten werden sollte..; seither war Lamormains Feindschaft gegen Wallenstein eine tödliche. Der kaiserliche Beichtvater aber stand zu Richelieu in einem »allerdings schwer zu erklärenden Verhältnisse«, indem er, so wird euphemistisch berichtet, häufig »für denselben — dachte«, was umso bedenklicher zu hören, als er nach wie vor den officiellen Titel eines Bevollmächtigten des Herzogs von Lothringen am Wiener Hofe führte. Bedarf es da noch weiterer Erklärungsgründe, dass Richelieus Maßnahmen gegen Lothringen so gut berechnet waren, so zur gehörigen Zeit zur Ausführung gelangten, als ob er von den geheimsten Gedanken seines Feindes aufs genaueste informiert gewesen wäre? Genügt es da wirklich, »Wallenstein zum Verräther zu stempeln,« wenn er auch nur des französischen Königs Anträge »angehört«?

Wie in Schlesien so schien auch in Süddeutschland alles nach Wunsch zu gehen. Mit Feria vereinigte sich Aldringen und die bairische Reiterei, wodurch allmählich Constanz, Breisach und andere vom Feinde belagerte Städte entsetzt wurden. Wallenstein schickte auf Maxens Wunsch auch noch Truppen unter Gallas zuhilfe und kündigte an, demnächst persönlich folgen zu wollen, um die Lande des Kaisers und der gehorsamen Fürsten zu schützen.

Wiederholt hatte Max bei Wallenstein die Verstärkung der Garnison in Regensburg in Anregung gebracht. Diese Garnison aber bestand aus exclusiv kurbairischen Truppen und sollte nach Maxens Willen auch künftig nur aus solchen bestehen. Es schien, als hätte dieser die Absicht, die wichtigste Reichsstadt an der Donau, die er als Kreisoberst des bairischen Kreises mit Zustimmung der Bürgerschaft besetzt hatte, nie mehr aus seinen Händen zu lassen. Die Besatzung kostete der Bürgerschaft monatlich mehr als 40.000 fl., wozu die geistlichen Stände daselbst, obwohl im Besitze des dritten Theiles der Stadt, ebensowenig beisteuerten wie der ganze übrige bairische Kreis, zu dessen Vertheidigung denn doch die Garnison vorzüglich aufgenommen worden war. Handel und Wandel lagen ganz darnieder. Daher wandte sich die Gemeinde an den Kaiser, aber Max gieng

aus diesem Streite siegreich hervor. Die Beschwerden der Regensburger nahmen kein Ende, und die Gemeinde, deren regierende Partei noch vor kurzem entschieden kaiserlich gesinnt war, wurde den Gegnern immer rücksichtsloser in die Arme getrieben. Es war im Frühjahr 1633 der ausgesprochene Plan der Schweden, den Kriegsschauplatz nach Böhmen zu verlegen, zunächst durch einen combinirten Angriff der Schweden von Westen und der Sachsen von Norden her Eger zu gewinnen und zu behaupten.

Noch im October bestand diese Absicht, und selbst zu Beginn Novembers wurde von sächsischer Seite in diesem Sinne operiert, indem die Armee in das Teplitzer Thal einbrechen wollte; daher glaubte Wallenstein den Versicherungen des Kurfürsten von Baiern nicht, dass Bernhard von Weimar Regensburg belagern wolle. Es ist auch möglich, dass Bernhard noch in dieser Zeit auf Eger losgehen wollte. Am 3. November traf er bei Regensburg ein und erhielt aus der Stadt die bestimmte Nachricht, »dass darin mehr nicht denn 1500 theils schlechtes, neugeworbenes, verzagtes Volk sich befinden.« Ein aufgefangenes Schreiben des Kurfürsten von Baiern verräth ihm das Geheimnis, dass die Stadt nur von Feria und Aldringen, die beide weit entfernt, Entsatz zu erwarten habe. Die Gereiztheit eines großen Theils der des bairischen Regiments müden Bürgerschaft ist ihm längst bekannt, und deshalb greift er Regensburg mit aller Macht an. Hätten die Commandanten von Ingolstadt und Straubing ihre Schuldigkeit gethan, so wäre es kaum möglich gewesen, eine Schiffbrücke zu schlagen, die Stadt zu umzingeln und Bresche zu schießen. Vergebens war Oberst Troibreze, der tapfere Vertheidiger, in die Bresche getreten; schwer verwundet, musste er capitulieren (14. November).

Die vornehmste Hilfe hatte Nürnberg geleistet, welches Bernhard mit Munition und Pulver versehen. Die katholische Geistlichkeit verließ die Stadt oder musste sie verlassen. Wallenstein schrieb mit Recht den Unfall der Unvorsichtigkeit Ferias und Aldringens zu, welche wohl hätten bemerken können, wohin sich Herzog Bernhard, der sich von dem ihnen gegenüberliegenden Heere absonderte, wenden würde. Warum war ihm Aldringen, der seine Aufgabe am Rhein gelöst, nicht nach Baiern gefolgt? Auf die Nachricht von dem Falle von

Regensburg eilte Wallenstein durch den Leitmeritzer Kreis nach Pilsen und war am 30. November bereits in Furth. Dort vernahm er, dass Straubing schon gefallen, selbst Cham bereits in den Händen der Schweden sei, und dass die von Max zur Verfügung gestellten Schiffbrücken ungenügend wären. Da auch das Geschütz fehlte und der Winter plötzlich mit großer Strenge hereingebrochen war, kehrte er nach Böhmen zurück, zumal auch für Lebensmittel nicht vorgesorgt war. Man darf ohne Bedenken behaupten, dass ihn vor allem andern militärische und strategische Gründe dazu bewogen; die Armee, auf welcher der Schutz der Erblände beruhte, durfte nicht gefährdet werden. Passau und Oberösterreich wurden durch die dahin geschickten Regimenter hinreichend geschützt. Selbst nach einem Siege über Bernhard hätte Wallenstein nach Böhmen zurückgehen müssen, um Sachsen und Schlesien im Auge zu behalten. Mit ruhigen, schlichten Worten wurden noch von Furth aus sowohl der Kaiser als auch der Kurfürst verständigt. Wallenstein schrieb damit sein Todesurtheil. Durch den Verlust von Regensburg war das Vertrauen auf Wallenstein beim Kaiser erschüttert, dann machte der Rückzug das Maß des Unmuths voll. Die Missstimmung am Hofe wurde von seinen Gegnern geschickt ausgenützt, namentlich vom bairischen Agenten und vom spanischen Gesandten Oñate, der bald in Wien Meister wurde. Der Kaiser gab die strengsten Befehle, nach Baiern vorzurücken, die occupierten Orte den Schweden wieder abzunehmen und die Winterquartiere außerhalb Böhmens zu beziehen.

Der Generalissimus suchte die Klippe des offenen Ungehorsams gegen die kaiserlichen Befehle zu umgehen, obwohl man von Ungehorsam eigentlich nicht reden kann, da man ihm bei der Übernahme des zweiten Generalats volle Actionsfreiheit zugesichert hatte, und berief die höheren Officiere zu einem besonderen Kriegsrathe, dem er die Entscheidung überließ. Er sprach es dabei offen aus, dass er in einer so wichtigen Sache die alleinige Verantwortung nicht tragen wolle. Das militärische Gutachten fiel dahin aus, dass es ebenso unmöglich sei, die Armee in dieser Zeit gegen den Feind zu führen wie die Winterquartiere außerhalb Böhmens zu suchen; denn die von der Mark bis Thüringen im Befehle angewiesenen Plätze würde man erst erobern müssen. Dabei würde die

Armee zur Verzweiflung gebracht und Böhmen, falls ein feindlicher Einfall geschähe, erst wahrhaft zugrunde gerichtet werden. Auch die Forderung, über die Donau zu gehen, wurde mit großem Eifer verworfen; denn Bernhard habe Regensburg und andere wohlgelegene Orte zu beiden Seiten der Donau inne, so dass er nicht zum Kampfe gezwungen werden könne, das kaiserliche Heer dagegen habe keinen festen Posten, keine Lebensmittel; Ross und Mann müssten in der strengen Kälte zugrundegehen, den Vorschlag dürfe man gar nicht vor den gemeinen Mann kommen lassen, es würde ein allgemeiner Aufruhr erfolgen. Über diese Forderungen erbost, erinnerten die Obersten den Kaiser an ihre geleisteten Vorschüsse, an den rückständigen Sold und anderes mehr; man werde sie nicht zur Desperation treiben wollen. Dieses schriftlich abgefasste Gutachten schickte Wallenstein mit einem Schreiben vom 17. December, in welchem er ohne die mindeste Gereiztheit diese Angelegenheit nochmals vorträgt, dem Kaiser, der auch am 3. Jänner 1634 die vom Feldherrn getroffenen Anordnungen genehmigte.

Der Conflict zwischen Ferdinand II. und Wallenstein, den heraufzubeschwören sich die Gegner des Generals schon seit langem die erdenklichste Mühe gegeben hatten, war jetzt durch die Ereignisse selbst herbeigeführt. Die wenigen Freunde, die Wallenstein bei Hofe noch für kurze Zeit hatte, suchten seine Handlungsweise zu rechtfertigen, insbesondere that es Questenberg im festen Vertrauen auf des Feldherrn redliche Absichten, doch mit geringem Erfolge; denn das Gutachten der Obersten hatte sehr böses Blut gemacht. Mit der größten Energie arbeiteten die Spanier und vor allem der bairische Agent Richel am Sturze des Generals. Alle seine Handlungen suchte man zu verdächtigen, Oñate verweigerte die Hilfs-gelder, wenn nicht eine Änderung im Commando stattfinde. König Ferdinand III., des Kaisers Sohn, wollte schon lange das Commando einer kaiserlichen Armee. Der General war keineswegs ein persönlicher Feind des Thronfolgers, er ließ vielmehr vernehmen, er denke, denselben binnen Jahresfrist zum römischen Könige zu machen; einen Antheil an der Heerführung ihm zuzugestehen, lehnte er jedoch ab. Dadurch wurde Ferdinand III. verstimmt. Dies beuteten die spanischen Gesandten und der bairische Agent Richel aus. Ferdinand III.

fühlte sich als ein Glied der spanischen Königsfamilie, seine Gemahlin war die Schwester Philipps IV. und des Cardinal-Infanten Don Fernando. Der junge König, die angesehensten katholischen Fürsten, der Kaiser selbst empfingen spanische Gelder. So wirkten die Erträge Amerikas auf die deutschen Interessen. Wallenstein aber wollte seinen Kaiser auch vom spanischen Einflusse befreien. Es gab Räthe, die ihm darin beistimmten und von keiner Unterordnung unter die Spanier hören wollten. Von allen Seiten bestürmt, entschloss sich endlich der Kaiser, wie Richel am 31. December 1633 schreibt, Wallenstein abzusetzen, doch wolle man zuerst die vornehmsten Generale und Obersten im geheimen für den Kaiser gewinnen. Im übrigen sei man noch uneinig, was man mit Wallenstein anfangen solle.

Unterdessen hoffte der General noch immer, den Krieg zu beenden und die Integrität des Reiches aufrecht zu erhalten, die Macht der Kurfürsten mit der kaiserlichen zu vereinigen und doch ihre Unabhängigkeit zu sichern, die Protestanten und Katholiken zugleich zu befriedigen, den Religionsfrieden wieder herzustellen; Gewissensfreiheit, sagte er, sei das Privilegium der Deutschen. So tief aber griff das alles in die Verhältnisse der deutschen Fürsten selbst und zugleich der europäischen Mächte ein, dass man nur mit der größten Vorsicht Schritt für Schritt vorwärts kommen konnte. Wallenstein konnte dabei keine allgemeine Sympathie für sich aufrufen; denn die Gedanken, die er verfolgte, waren keineswegs populär, überall herrschte ein Glaubenseifer vor, von dem er absah. Nur in einsamer Erwägung aller Umstände, wie sie im Augenblick lagen, oder vielmehr im zusammenfassenden Gefühl derselben reiften seine Entschlüsse. Mit den Generalen konnte er darüber nicht zurathe gehen; sie hatten nur die Befehle auszuführen, deren Zusammenhang sie nicht kannten. Man beklagte sich bei Hofe, dass er so wenig schreibe, aber wie hätte er seine Gedanken eröffnen, oder wenn er schrieb, sie so einkleiden können, dass sie keinen Anstoß gaben? Für ihn war ein Zögern und dann ein plötzliches Losbrechen und nach Umständen ein unerwartetes Innehalten ein Gebot des Bestehens. Indessen bot sich Wallenstein noch einmal eine Gelegenheit, die Liga seiner Gegner am Wiener Hofe dadurch zu sprengen, dass er Spanien sich von neuem

durch einen Dienst verpflichtete. Die Infantin Isabella, welche die Regierung in den Niederlanden führte, war Ende November 1633 gestorben, daher die Anwesenheit des Cardinal-Infanten nur umso nothwendiger. Ohne des Kaisers Hilfe war die Reise dahin nicht möglich; deshalb verlangten die spanischen Gesandten 6000 leichte Reiter zur Begleitung. Man kann sich jedoch nicht recht vorstellen, wie damals, mitten im Winter, der Cardinal-Infant mit 6000 Mann mitten durch die Feinde nach den Niederlanden hat kommen wollen. Der General lehnte auch dieses Gesuch mit dem Hinweis auf die schlechte Jahreszeit ab und rieth, die Reise erst im Frühjahr zu machen. Wallenstein sah darin auch den Versuch, ihm, wie es schon mit Aldringen geschehen war, die einzelnen Corps des kaiserlichen Heeres allmählich aus den Händen zu ringen, und fühlte sich auch dadurch gekränkt, dass von Wien aus Abänderungen seiner Befehle bei den Unterbefehlshabern getroffen worden waren, ohne ihn davon zu verständigen. Er sah seinen Sturz voraus und erklärte sich deshalb bereit, gegen Entschädigung sein Commando niederzulegen; man müsse aber auch die Vorschüsse, welche die Obersten unter seiner Bürgschaft gemacht, zurückerstatten oder diese vermögen, ihn des gegebenen Wortes zu entbinden.

Unterdessen vollzog sich in Pilsen ein Ereignis, welches die nächste Veranlassung zu Wallensteins Sturz und Ermordung werden sollte. Seine Enthebung war schon am 10. Jänner 1634 eine beschlossene Sache in Wien. Auf Befehl des Herzogs hatten sich anfangs Januar 1634 49 höhere Officiere im Hauptquartier zu Pilsen eingefunden. Schon war in der Armee bekannt, der Generalissimus stehe schlecht am Hofe. In großer Aufregung und davon durchdrungen, dass sein Abgang ihnen allen zum Schaden gereichen werde, erwarteten sie den Bescheid Wallensteins. Zunächst ließ ihnen dieser, da Krankheit ihn an das Bett gefesselt hielt, durch den Feldmarschall Ilow die frühere Forderung des Kaisers, zur Eroberung von Regensburg einen Winterfeldzug zu unternehmen und die neue Zumuthung des Hofes, wornach ein 6000 Mann starkes Reitercorps des kaiserlichen Heeres den Cardinal-Infanten nach den Niederlanden geleiten sollte, zur Begutachtung vorlegen. Sie urtheilten sämmtlich, dass es damit bloß auf den Ruin der Armee abgesehen sei. Erst am Nach-

mittage — es war den 11. Jänner 1634 — kam der Kernpunkt für die Berufung der höheren Officiere nach Pilsen zur Sprache. Ilow zeigte der Versammlung an, dass es die Absicht des Herzogs sei, wegen erlittener Kränkungen von Seite des Wiener Hofes den Oberbefehl niederzulegen. Diese Nachricht konnte bei der eigenartigen Organisation der kaiserlichen Armee ihren Eindruck auf die Anwesenden nicht verfehlen. Was sollte aus den Obersten werden, die ihre Regimenter aus ihrem eigenen Vermögen errichtet, vollzählig gemacht und mit Waffen versehen im Vertrauen auf das Wort des Generals, der ihnen für den Ersatz ihrer Kosten eine Belohnung zugesagt, sie würden alle ruinierte Leute sein, wenn er sie verließ. Heinrich Julius von Lauenburg sagte: Da könne auch ein anderer sich zum General ernennen lassen, ehrliche Leute durch Zusicherungen in Schaden bringen, und wenn er sein Wort halten solle, durch Abdankung den Kopf aus der Schlinge ziehen. Es schien, als wolle man dem General das Recht, das Commando niederzulegen, abstreiten. Der einstimmige Beschluss war, ihn durch ein aus dem Feldmarschall Ilow und 4 Obersten bestehende Deputation zu ersuchen, von diesem Vorhaben abzustehen. Erst als die Deputation zum zweitenmale bei ihm erschien, wie die Untersuchung des Kriegsgerichtes ergab, versprach Wallenstein, seine Abdankung noch so lange aufzuschieben, bis er sehe, welche Veranstaltung der Kaiser für die Armee treffe, überhaupt sich nicht ohne Vorwissen von ihnen zu trennen.

Am folgenden Tage fand das bekannte Bankett bei Ilow statt, und hier wurde vom Gastgeber der Vorschlag gemacht, dass die Obersten sich auch ihrerseits dem General durch einen schriftlichen Revers zu unverbrüchlicher Treue verpflichten sollten. Die Aussagen der Anwesenden stimmen ohne Ausnahme darin überein, dass es an diesem Abende sehr wild zugegangen ist und schließlich allgemeine Trunkenheit geherrscht hat. Oñate versichert, die Clausel, in welcher der Dienst des Kaisers vorbehalten sei, habe ursprünglich im Revers gestanden, sei aber von Wallenstein, noch ehe man ihn vorlegte, ausgestrichen worden. Es ist aber auch möglich, ich glaube sogar wahrscheinlich, dass sie erst nach der Ermordung Wallensteins von seinen

Gegnern ausgestrichen wurde. In den noch erhaltenen Abschriften fehlt aber die Clausel ganz. Ich vermuthe, dass sie auf Befehl Ilows und Trčkas, die damit bestimmte Zwecke verfolgten, weggelassen wurde. Eine der ergreifendsten Scenen, die in der Geschichte Wallensteins urkundlich beglaubigt sind, ist der Abschied des Generals von Scherffenberg. Der Herzog lag krank im Bette, als am Morgen nach der Unterzeichnung des ersten Pilsener Schlusses dieser Officier erschien, um von seinem General den letzten Abschied zu nehmen. Sie sprachen über den Kurfürsten von Baiern und dessen Beziehungen zu Frankreich. Wallenstein legte sich zurück und schwieg eine lange Weile still; plötzlich fuhr er aus seinen Meditationen auf und schrie: »O Fried, o Fried, o Fried!« dann sank er wieder zurück und sagte nichts weiter als: »Gott behüte den Herrn!« Diese kurze Scene beweist doch mehr als alle Vermuthungen verlogener Diplomaten und die darauf basierenden Urtheile mancher Geschichtschreiber. Wallenstein hat in diesem Augenblicke ohne Zweifel seinen innersten Gefühlen mit jenen Worten wahren Ausdruck verliehen. Von körperlichen Schmerzen gepeinigt, zermartete er sich in schlaflosen Nächten das Hirn mit dem Plane, Deutschland den Frieden wieder zu geben. Dieser Gedanke hat den Herzog in der That in den letzten 2 Jahren unablässig beherrscht und ihn nur mit dem Leben verlassen.

Als der kranke General erfuhr, dass vor und beim Bankette Äußerungen gefallen seien, welche Bedenken und Miss-trauen verriethen, hielt er es für gut, noch einmal mit den Obersten zu sprechen. Er stellte ihnen nochmals die Motive vor, welche ihn zum Entschluss der Resignation bewogen: eines der vornehmsten sei die letzte Zumuthung, den Infanten mit seiner Cavallerie zu geleiten, in der bitteren Kälte, in weite Ferne, wenn diese Reiterei zugrunde gerichtet sei, wie wolle man eine andere bekommen? Er zeigte sich über die Dinge, die man ihm nachsagte, nicht weniger aufgereggt als über die, welche man ihm von seinen Gegnern zumuthete. Die Ehre, die ich, sagte er, 28 Kriegsjahre hindurch rühmlich erhalten, geräth in Gefahr, was ich nicht verdiene. Ich möchte lieber todt sein als so weiter leben. Niemand dürfe besorgen, dass er etwas wider den Dienst des Kaisers oder

die katholische Religion im Sinne habe. Er denke nur, selbst dem Widerspruch, den er dabei erfahre, zum Trotz den Frieden mit den beiden Kurfürsten zustande zu bringen. Er wiederholte, dass er einem jeden für seine Zahlung gutstehe. Mit dieser Versicherung entließ er sie. Zwischen dem General und seinen Obersten ist noch von weiter nichts die Rede gewesen als davon, dem spanischen und jesuitischen Einfluss gegenüber, der sonst getrennt, jetzt zusammenwirkte, Front zu machen und zusammenzustehen. Übrigens würden Piccolomini, Suys, Diodati, Isolani und andere die Urkunde nicht unterfertigt haben, wenn dieselbe zu etwas Unrechtem sie verpflichtet hätte. Auch wurden die Obersten zum Unterschreiben nicht gezwungen. Bei der großen Anzahl von Theilnehmern an jenem Bankett ist es nicht auffallend, dass das Vorgefallene sehr bald in Wien und München bekannt wurde. Vor allem anderen setzte Max, dessen Berichterstatter selbst zugibt, dass das Verbündnis keine Verschwörung gegen den Kaiser gewesen sei, diesen durch einen Eilboten in Kenntniss, dass das Pilsener Verbündnis dem kaiserlichen Hause, dem römischen Reiche und der katholischen Religion einen gewissen Untergang drohe, und forderte den Kaiser auf, zu seiner eigenen und aller Stände Rettung ohne Verzug eine geschwinde heroische Resolution zu fassen. Dasselbe thaten auf Piccolominis Veranlassung die damals in Pilsen anwesenden Prinzen Franz und Matthias von Toscana, welche bei ihrer Ankunft in Wien dem Kaiser erklärten, das einzige Rettungsmittel sei, den Scorpion auf der Wunde zu erdrücken. Endlich verständigte Piccolomini selbst, welcher auf Wallensteins Befehl zu Gallas abgegangen war, nicht nur diesen und den Aldringen von dem Vorgefallenen, sondern meldete auch die ganze Sachlage an den Kaiser mit dem Bedeuten, dass dem geplanten Hochverrath nur noch zuvorzukommen sei, wenn Gallas zum Stellvertreter des Kaisers bei der Armee ernannt, Wallenstein aber niedergemacht werde. In Wien selbst hielt man bei ruhiger Überlegung den Vorgang nicht so bedenklich, man erblickte darin nichts weiter als den Versuch Wallensteins, das Generalat zu behaupten und die Obersten wegen des Credits sicherzustellen. Der Kaiser glaubte, den Warnungen der Spanier und der übrigen Gegner kein Gehör geben zu dürfen. Noch im Anfang Februar sah

man in Wien in der Übereinkunft in Pilsen keinen Anfang einer Rebellion. Was dagegen gesagt wurde, erschien den meisten als eine müßige Speculation ohne soliden Grund. Der Kaiser selbst schickte am 4. Februar den Reichshofrath Dr. Gebhard zu Wallenstein, um an den Friedensverhandlungen theilzunehmen, die dieser vorbereitet hatte. Allerdings wechselte die Stimmung am Wiener Hofe, je nachdem Berichte eintrafen.

Als Wallenstein durch seinen geheimen Correspondenten aus Wien erfuhr, dass über ihn der Stab gebrochen, wollte er den Frieden nun thatsächlich mit oder ohne Zustimmung des Kaisers. Nur ein Friedensschluss brachte auch ihm die Erfüllung der Versprechungen, die ihm von Seite des Kaisers gegeben worden. Die Schmach einer zweiten Entlassung ohne Rücksicht auf seine Entwürfe, ohne Lohn und Dank, ohne seine und seiner Officiere volle Befriedigung will und kann er nicht über sich ergehen lassen. Noch war er »von Gottes Gnaden Herzog von Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau und unmittelbarer freier Reichsstand«. War er nicht in ebendemselben Augenblicke, da ihn Ferdinand II. aus dem seitherigen Dienstverhältnisse eines kaiserlichen Generals förmlich entließ, — war er nicht Herr seiner selbst, so gut wie die Herzoge von Weimar, Lauenburg oder Lüneburg, ja wie die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und zahlreiche andere Fürsten des deutschen Reiches, die seit einer Reihe von Jahren gegen das Reichsoberhaupt in offenem Kriege lagen? War er weniger frei, wenn es Ferdinands Räthen beliebte, ihn nicht ehrlich und offen, sondern heimlich und hinterlistig zu entsetzen? Sich gegen Schmach zu wehren, erschien ihm als ein gutes Recht, für das bis zum Äußersten zu kämpfen er fest entschlossen war. Der Kampf galt ja nur der spanisch-jesuitischen Hofpartei, nicht seinem Herrn und Kaiser, der noch bis zum 17. Februar 1634 mit ihm in vertraulichem Briefwechsel stand. Denkt man sich nur in Wallensteins Lage hinein, so wird man sein Handeln begreiflich finden.

Schon im Sommer d. J. 1633 sprach man von der Absetzung Wallensteins; deshalb versuchte der Präsident des Hofkriegsrathes Graf Schlick bei einer Reise ins Hauptquartier die vornehmsten Officiere dem Generalissimus abwen-

dig zu machen. Wallenstein erfuhr davon und suchte dieselben auf seiner Seite zu erhalten. Colloredo, Gallas und Piccolomini versprachen, ihm zu folgen, wohin er gehen werde, aber sie beobachteten eine zweifelhafte Haltung. Besonders auf Gallas setzte der Hof sein Vertrauen. Dieser, durch Krankheit verhindert, war am 11. Jänner in Pilsen nicht erschienen. Von den daselbst Anwesenden wurde er aber als einverstanden betrachtet. In dieser Zeit noch schrieb Gallas an seinen Schwager Aldringen, dass er es sehr beklage, dass man den Herzog vom Hofe her verstimme. Am 24. Jänner erschien er wirklich in Pilsen und hielt sich mehrere Wochen daselbst auf. In der ganzen Zeit blieb er mit Wallenstein im besten Einvernehmen. Er verhandelte mit ihm über seine Entschädigung, die Befriedigung der Truppen, den abzuschließenden Frieden. Man hielt sich überzeugt, ohne seine Einwilligung werde der Herzog nichts unternehmen.

Der spanische Gesandte Oñate konnte weder den Kaiser, noch Fürst Eggenberg davon überzeugen, dass Wallenstein das Haus Österreich bedrohe; deshalb schreibt er am 21. Jänner: Um das Haus Österreich nicht zugrunde richten zu lassen, wäre es nothwendig, diesen Menschen auf eine oder die andere Weise unschädlich zu machen; aber weder in dem Kaiser, noch in dessen Ministern sei der Muth dazu zu finden.

Man sieht, wie wenig man imstande ist, mit dem jetzigen Actenmaterial, so umfangreich dasselbe auch ist, die Fäden vollkommen zu entwirren, die für jeden einzelnen Fall hier und dort gesponnen und, je näher man der Katastrophe kam, umso verwickelter und dichter wurden, bis das Netz fertig war, in welches Wallenstein endlich, ohne entrinnen zu können, verstrickt wurde.

Schon am Ende des Jahres 1633 hatte der Kaiser aus seinen vertrautesten Räthen, dem Fürsten von Eggenberg, dem Grafen von Trautmannsdorf und dem Bischof Anton von Wien, eine Commission gebildet, welche die nothwendigen Maßregeln gegen Wallenstein im strengsten Geheim zu berathen hatte. Die ausgesprochenen Gegner Wallensteins, wie z. B. Oñate, und besonders Lamormain wurden zu den Berathungen zugezogen, und in einer dieser Sitzungen soll der Spanier gerufen haben: »Wozu viel zaudern, ein Dolchstoß oder ein Pistolenschuss wird den Knoten im Augenblick durchschneiden!« Und

dem kurbairischen Agenten gegenüber äußerte er sich, »es würde ebenso leicht und weniger Gefahr dabei sein, den Friedland gleich gar umzubringen als zu fangen und erst an anderen Orten zu führen und zu verwahren.« In dieser Verlegenheit giengen ihm aber Nachrichten zu, die nach seiner Meinung keinen Zweifel übrig zu lassen schienen. Es erhellt nicht mit voller Bestimmtheit, welcher Art sie waren; leider sind die officiellen Berichte der spanischen Gesandtschaft in Wien noch immer nicht veröffentlicht worden; sie würden über viele Einzelheiten Klarheit bringen, doch stellt er in seinen Berichten die Meldungen, die ihm über das Verhältniß Wallensteins mit Frankreich zugekommen waren, allen anderen voran. Wie unbegründet die Beschuldigung ist, Wallenstein habe sich mit Frankreich in verrätherische Verbindungen eingelassen, ergibt sich namentlich aus seiner Ablehnung der ihm von Frankreich gemachten Anerbietungen. Mit diesen Nachrichten begab sich Oñate zu Eggenberg gleichsam triumphierend über seine Entdeckungen. Der Fürst verwies ihn, ohne ein Wort zu sagen, an den Kaiser, der von der Wahrscheinlichkeit seiner Mittheilungen überzeugt wurde; denn auch der Kurfürst von Baiern hatte solche Berichte eingesandt, die einen Umsturz der Dinge in Deutschland besorgen ließen, selbst von Savoyen war Ähnliches gemeldet worden. Man sieht, Wallensteins Gegner wussten gut zu operieren. Und doch war Wallenstein damals nur den Spaniern feindselig gesinnt. Die Lage war für den Kaiser eine sehr kritische. Die Franzosen breiteten sich immer weiter an der Mosel und am Rhein aus, die Schweden verkauften an sie Platz um Platz. Oñate drohte nochmals energisch mit Entziehung der Subsidien, wenn Wallenstein nicht sofort entlassen werde. Auch Baiern drohte mit Abfall zu Frankreich, dagegen versprach es, dem Könige von Ungarn sein und das ligistische Volk unterzuordnen. Zu den thätigsten Feinden Wallensteins gehörte wieder Lamormain. Der Kaiser hat die Sache fürwahr nicht leicht genommen, er sagte: »Sie lege sich mit ihm nieder und stehe mit ihm auf; sie lasse ihn nicht schlafen.« Den Einwirkungen zugleich von Seite der spanischen und des bairischen Gesandten und der eifrigsten Religiösen, den Besorgnissen sowohl für den Besitz der Erblande als für die Krone des Reiches hatte der Kaiser keinen Willen mehr

entgegenzusetzen. So vielseitig bestürmt, mit Wallensteins ganzer politischer Auffassung im Zwiespalte, an dessen Treue zweifelnd, ließ der Kaiser ihn fallen und unterzeichnete am 24. Jänner 1634 ein Patent an die Armee, welches die Absetzung und strafgerichtliche Verfolgung Wallensteins und zweier seiner höheren Officiere ausspricht. Für die Öffentlichkeit war jedoch dies Schriftstück vorläufig nicht bestimmt, ja man wagte es nicht einmal, dasselbe an die am meisten interessierten Generale, Gallas, Piccolomini und Aldringen zu senden. Erst anfangs Februar wurde es an den Grafen Gallas geschickt mit dem besonderen Befehle, »sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit Ilow und Trčka in gefänglichen Verhaft und an einen solchen Ort zu bringen, allda er gehört werden und sich über alles dieses genugsam defendieren und purgieren möge.«

Aldringen hatte den Revers nicht unterschrieben, und von Piccolomini glaubte man, er gehöre zu denen, von welchen man von Anfang voraussetzte, sie würden sich durch ihre Unterschrift nicht für gebunden erachten. Und das leuchtete allen Generalen ein, dass ihnen unter Ferdinand III. eine größere und unabhängigere Stellung zutheil werden musste als die, welche ihnen Wallenstein jemals gewährt hätte. Dessen Sturz schloss ihr Emporkommen in sich. Als der General erfuhr, dass man in Wien dem Pilsener Schlusse eine böse Deutung gebe, berief er die höheren Officiere abermals nach Pilsen. Bei dieser Gelegenheit sollte Wallenstein gefangen genommen werden, der Kaiser wollte ihn hören, ehe man ihn verdammte. Jedoch der Befehl kam nicht zur Ausführung, angeblich, weil die Befehlshaber der Garnison von Pilsen nicht bewogen werden konnten, zur beabsichtigten Verhaftung und Wegführung des Generals die Hand zu bieten.

Wallenstein lebte noch immer in dem Gedanken, den Frieden mit Sachsen und Brandenburg zustande zu bringen, die Obersten zur Genehmigung desselben zu vermögen, vor allem sie im Gehorsam zu befestigen. Am 19. Februar machte er ihnen, krank auf dem Bette liegend, seine Proposition, aus der man seinen Standpunkt und seine Absichten erkennt. Vornehmlich erneuerte er seine Bürgschaft für ihre Vorschüsse, dann sagte er: Man habe das Gerücht ausgesprengt, er denke etwas gegen den Kaiser zu versuchen oder seine Religion

zu ändern; aber er habe ebensogut ein Gewissen wie andere, von denen ihm das nachgesagt werde; er denke nur den Frieden zustande zu bringen, welcher allerdings nicht von allen am Hofe gerne gesehen werde und doch einzig dem Kaiser zum Besten gereiche; er werde die Bedingungen den Herren Obersten vorlegen lassen. Aber er müsse auch wissen, wessen er sich von ihnen versehen dürfe; er befürchte, dass man ihm einen Schimpf anthun wolle; würden ihm die Obersten ihren Beistand dagegen versagen, so wäre es besser gewesen, sie hätten bei der früheren Versammlung in seine Abdankung gewilligt; er würde dann nicht in die jetzige Gefahr gerathen sein. Ein neuer Revers wird aufgesetzt, in welchem der Herzog die Obersten ihrer Verpflichtung entlässt, wenn er, was ihm nie in den Sinn gekommen sei, wirklich etwas wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers oder die Religion unternehmen sollte, zugleich aber sie dabei festhält, da er ja nur die Absicht hege, sich gegen die Machinationen seiner Feinde zu sichern. Die Obersten erklären auch ihrerseits, bei ihrem ersten Reverse nichts wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers oder gegen die Religion im Sinne gehabt zu haben: mehrerentheils seien sie ja katholisch, aber wenn ihnen der General verspreche, einzig ihnen zum Besten bei der Armee zu bleiben, so seien auch sie gesonnen — demgemäß, was sie unterschrieben — bei ihm bis auf den letzten Blutstropfen auszuhalten. Dieser Revers wurde von 29 höheren Officieren am 20. Februar in Pilsen unterzeichnet und sollte auf Befehl des Herzogs vom Obersten Mohr von Wald mit einem Schreiben, worin sich Wallenstein bereit erklärte, sich zur Verantwortung zu stellen und das Commando niederzulegen, »nur müsse es mit Manier und nicht mit Gewalt und ohne Verschulden geschehen,« dem Kaiser überbracht werden. Auch der Oberst von Breuner, welcher später auf dem Wege nach Eger am 23. Februar aus Plan nach Wien abgefertigt wurde, war der Träger eines ähnlichen Anerbietens. Keiner von ihnen kam an das Ziel; Mohr von Wald wurde von Piccolomini aufgehalten und in Kaplitz auf Befehl des Gallas verhaftet, Oberst von Breuner unterwegs von Caretto festgenommen. Nur dem Grafen Max von Wallenstein, der schon früher im Einverständnisse mit dem Wiener Hof die Vermittlerrolle über-

nommen und schon am 18. Februar von Wallenstein nach Wien entsendet worden war, gelang es, das Anerbieten der Resignation von Seite seines Oheims am 23. Februar dem Kaiser in Wien zu überbringen. Mohr von Wald sollte zugleich eine persönliche Besprechung mit Eggenberg nochmals beantragen. Wallenstein hoffte wenigstens, ein vertrauter höherer Beamter, vielleicht Questenberg, würde mit Mohr herbeikommen. Es war verabredet, dass ihn derselbe nach Prag begleiten sollte; denn Wallenstein dachte auf dem weißen Berge, wohin er die Regimenter entboten, sein Lager aufzuschlagen. Dort würde dann auch Arnim, der sächsische Bevollmächtigte, zu dem Friedensschlusse eingetroffen sein. Unter der Beistimmung der Armee würden die mit den beiden Kurfürsten vereinbarten Bedingungen proclamirt und alsdann zum Gesetze fürs Reich erhoben worden sein, wenn der Kaiser sie genehmigt hätte. Bei der Wehrlosigkeit Ferdinands II. ließ sich erwarten, er werde sie unterschreiben, er selbst und sein Sohn; auch von den Widersachern wurde diese Erwartung getheilt. Es scheint selbst, als würde er hernach das Commando niedergelegt und an den König von Ungarn, den er noch zum römischen Könige zu krönen gedachte, abgetreten haben. In Wien besaß man einen Brief von ihm, in welchem er erklärte, in 4 Monaten abdanken und den Steigbügel Ferdinands III. küssen zu wollen; immer brachte er in Antrag, eine Vereinbarung mit ihm zu schließen, mit Gewalt aber wie im Jahre 1630 wolle er sich den Oberbefehl nicht entreißen lassen, deshalb habe er sich mit der Armee verbunden. Aus den Briefen Oñates ergibt sich, die Spanier wären mit Wallenstein zufrieden gewesen, wenn er sich ihrer Politik angeschlossen hätte; sie würden dann seine Größe genehmigt und selbst gefördert haben. Wallenstein hingegen glaubte, das Recht zu haben, die ihm entgegengesetzten Factionen zu bekämpfen, die das deutsche Haus Österreich in sein Unglück führen würden, was auch, wie der westfälische Friede beweist, wirklich eintrat.

Als der Plan der Gefangennahme und Wegführung Wallensteins von Piccolomini und Gallas nicht ausgeführt wurde, gieng man in Wien noch einmal zurathe. Sollten nicht auch die Obersten, die sich noch an Wallenstein hielten, von ihm loszureißen sein, wenn man ihre Forderungen befriedigte?

Man berechnete dieselben auf 1 Million Gulden. Soviel hatte Oñate nicht, aber eine ansehnliche Summe zahlte er sogleich. »Man zeige ihnen nur Geld,« so heißt es in einem Berichte über die Stimmung der Führer, »man lasse sie Confiscationen hoffen.« Der Dienst des Kaisers ward mit den Motiven persönlichen Ehrgeizes und persönlicher Habsucht in Verbindung gebracht. Die spanisch-italienische Partei beim Heere verheimlichte absichtlich den deutschen, böhmischen und insbesondere den protestantischen Officiern die vom Kaiser gegen Friedland erlassenen Befehle, auch der Herzog wurde von der Absetzung nicht verständigt. Da der Kaiser fortwährend mit ihm im vertraulichen Briefwechsel blieb, so glaubte Wallenstein, den Gerüchten von der kaiserlichen Ungnade keinen Glauben schenken zu dürfen. Das letzte Schreiben an den Herzog ist vom 13. Februar und gieng ihm erst am 17. Februar zu. An der Spitze der Verschwörung wider den Herzog beim Heere standen Gallas und Piccolomini, und ihr Benehmen erscheint umso treuloser, als sie von allem, was der Herzog that, genaue Kenntniss hatten, deshalb wussten, dass er kein Verräther sei, und von ihm selbst noch dienstliche Mittheilungen annahmen, nachdem sie bereits die Befehle des Kaisers in ihren Händen und die Anstalten zu seiner Ermordung getroffen hatten. Durch die Mittheilungen Aldringens, der am 18. Februar früh in Wien eingetroffen war, bewogen, erließ der Kaiser noch am selben Tage ein neues Patent an die ganze Armee, in welchem als bewiesen angenommen wird, dass der Friedländer in einer Conspiration begriffen sei, um den Kaiser seiner Erblande, seiner Krone und seines Scepters zu berauben und diese sich selbst zuzueignen. Zwei Tage nach der Publication der kaiserlichen Patente fiel die gesammte Armee von Wallenstein ab. Wäre auch nur mit wenig Truppen ein herzhafter Angriff auf Pilsen erfolgt, so würde Wallenstein mit seinem ganzen Anhang unfehlbar auf den ersten Ansturm hin in die Hände seiner Gegner gefallen sein. Gallas und Piccolomini aber standen noch völlig unter dem Banne ihres ehemaligen Meisters und fürchteten den Löwen selbst dann noch, als er schon keine Kräfte mehr besaß. Als Wallenstein von dem Abfall der Prager Garnison erfuhr, entließ er den Hofrath Dr. Gebhard, der bei ihm war, um an den Friedensunterhand-

lungen theilzunehmen; denn davon konnte nun nicht mehr die Rede sein. Die Obersten, welche am 20. Febr. in Pilsen beisammen gewesen, hörten auf den ersten Stationen ihrer Heimreise von den Patenten; einige von ihnen eilten zurück, um den General selbst zu befragen, wie es sich damit verhalte. Er sagte wohl, er könne nicht glauben, dass der Kaiser die Patente dieses Inhaltes erlassen habe. Aber auch jetzt noch hielt er seine Gesichtspunkte und Ideen fest, wie aus den Befehlsschreiben an die Obersten hervorgeht. Er führte ihnen zu Gemüthe, dass er nichts gegen den Dienst des Kaisers zu unternehmen gedenke. Mit dem größten Befremden vernahme er, dass einige Generalspersonen, um die er es nicht verdient habe, bemüht seien, die Truppen von dem Gehorsam gegen ihn abwendig zu machen. Er bestand darauf, dass ihm derselbe ausschließlich gebüre, wenn auch der Kaiser eine unverdiente Ungnade auf ihn geworfen haben sollte. Doch als Trčka die Nachricht brachte, dass sein eigenes Regiment den Gehorsam versagte und dass Truppenabtheilungen in feindlicher Absicht gegen Pilsen vorrückten, war Wallensteins ganze Kraft gebrochen, namentlich als er erfuhr, dass er in den kaiserlichen Patenten und ebenso in den von Gallas und Piccolomini erlassenen »Ordinanzen« des Hochverrathes angeklagt, seiner Stelle entsetzt, von aller Begnadigung ausgeschlossen und für vogelfrei erklärt worden. Seit Monaten krank und an der Gicht so leidend, dass er weder zu Pferd sitzen, noch im Wagen zu fahren vermochte, weshalb er sich einer Sänfte bedienen musste, überließ er die zur Rettung seines Lebens dringend nothwendigen Anstalten seiner Umgebung, insbesondere dem Grafen Trčka und Feldmarschall Ilow, welche im Patente vom 24. Jänner allein unter allen Officieren vom Pardon ausgeschlossen waren. Diese ließen nun in seinem Namen durch den Herzog Albrecht zu Sachsen Lauenburg dem Bernhard von Weimar den Antrag machen, sich mit ihnen zu vereinigen; ebenso wurde Feuquières, der französische Gesandte in Dresden, verständigt, dass Wallenstein bereit sei, die ihm von Frankreich im vorigen Jahre gemachten Anträge anzunehmen.

Und hiemit hat sich Wallenstein erst jetzt, wo er sich für vogelfrei erklärt sah, zur Rettung seines Lebens als Reichsfürst vom Kaiser losgesagt und bei den Feinden des-

selben Hilfe gesucht. Eine andere Schuld Wallensteins dürfte sich schwerlich je erweisen lassen, da es nicht einmal den zu diesem Zwecke unmittelbar nach Wallensteins Ermordung eingesetzten kaiserlichen Commissionen, denen gewiss alle möglichen Mittel, auch Wallensteins Privatcorrespondenz nicht ausgenommen, zugebote standen, möglich war, Wallensteins Verrath nur einigermaßen sicherzustellen. Ob jedoch Wallenstein die Absicht hatte, sich mit diesen Feinden gegen den Kaiser zu verbinden, ist auch nicht dargethan aus der gegen seine Anhänger eingeleiteten Untersuchung; denn nicht einmal die Folter vermochte vom Grafen Schaffgotsch eine den Herzog gravierende Aussage zu erpressen. Deshalb ließ der Kaiser den deputierten Commissarien und Beisitzern des Kriegsgerichtes zu Regensburg den Befehl zugehen: »diesen ganzen Process in der Enge zu halten und nichts davon zu publicieren.« Nach der Aussage des gefangenen Obersten Breuner wollte der Herzog von Friedland seine Ducaten retten und sich nach Hamburg zurückziehen.

Mit wenigen Begleitern und mit leeren Händen als ein armer Verbannter musste er sich der Großmuth seiner Gegner anvertrauen; doch diese misstrauten ihm, glaubten vielmehr, dass wieder ein Betrug dahinter stecke, und schickten keine Hilfe. So weit war es mit dem gewaltigen Manne gekommen, der es allein vermocht hatte, dem Siegeszug des großen Schwedenkönigs ein Halt zu gebieten! Vor dem beklagenswertesten Schicksale, welches einen Helden am Ende einer ruhmreichen Laufbahn begegnen kann, von der Gnade seiner bisherigen Feinde leben zu müssen, bewahrte der Partisanenstoß des Hauptmannes Deveroux den Herzog von Friedland. Mit ausgebreiteten Armen empfing Wallenstein den Todesstoß in die tapfere Brust, die er so oft für seinen Kaiser dem Kugelregen, den Schwertern und Lanzen der Feinde in offener Feldschlacht dargeboten hatte; die Lippen bewegend, aber ohne einen Laut von sich zu geben, sank, von gedungener Mörderhand durchbohrt, der größte Feldherr seines Jahrhunderts in den Staub.

Hielt man Wallenstein für schuldig, so hätte man ihn gefangen nehmen sollen, was leicht hätte durchgeführt werden können, da man sich der wichtigsten Unterbefehlshaber bereits versichert hatte und von den Truppen kaum ein Widerstand

zu besorgen war, zumal von denen Butlers nicht, der ja selbst in Voraussicht einer solchen Eventualität schon am 21. December 1633 sich auf die Verlässlichkeit seines Regiments berufen hatte, »wenn künftig etwas Wichtiges mit Qualitätspersonen vorgehen sollte.« Noch in derselben Nacht hätte mit derselben Heimlichkeit, mit welcher die Ermordung geschah, nöthigenfalls ihre Wegführung von Eger bewerkstelligt werden können. Von Seite des Feindes wären sie daran nicht gehindert worden, selbst wenn er schon im Anrücken begriffen gewesen wäre, was, wie die Archive beweisen, durchaus nicht der Fall war. Lesley, Gordon und Butler sowie die Anstifter des Mordes erinnerten sich jedoch des Sprichwortes, dass man nur die Todten nicht zu fürchten brauche, sie zogen, wie sie sagten, in Betracht, dass nur auf diese Weise das hochlöbliche Haus Österreich wahrhaft und stracks gesichert werde. In Wirklichkeit aber ermordeten sie ihn, damit sie nicht, wenn Wallenstein am Leben erhalten bliebe, von ihm beim Kaiser verklagt, überwiesen und streng bestraft würden. Auch wussten die Thäter wohl, dass sie damit der jetzt vorherrschenden Partei, die von der spanischen Botschaft abhieng, einen großen Dienst leisteten, der ihnen zum Vortheil gereichen musste. Die einzelnen Vorgänge, unter denen sich das furchtbare Schauspiel der Ermordung des hervorragendsten Mannes seiner Zeit am Abende des 25. Februar 1634 vollzogen hat, sind allgemein bekannt, bedürfen daher keiner näheren Beleuchtung. Es wird sich heute kaum noch eine Hand zur Vertheidigung der Männer erheben, welche die Stellung des Herzogs von Friedland am Hofe in Wien systematisch unterminiert und unter einem Gewebe der niedrigsten Ränke den Meuchelmord desselben betrieben haben, um nachher mit gierigen Händen nach der blutbesudelten Beute des Ermordeten zu greifen, der allein in den Zeiten der schwersten Noth den wankenden Thron der österreichischen Cäsaren aufrecht erhalten und dem schwer heimgesuchten Vaterlande endlich den heißersehten Frieden zu geben suchte.

Das reine, nach Abzug der Schulden eingezogene Vermögen Wallensteins betrug 6,943.588 fl., der Gesamtwert der nach Wallenstein und seinen Anhängern confiscierten Güter 13,981.975 fl. rh., welche vom Kaiser fast ausschließlich

seinen Generalen und Obersten theils zur Belohnung für ihre vermeintlichen Dienste, theils zur Bezahlung ihrer rückständigen Kriegsanforderungen zugewiesen wurden.

Am Morgen des 26. Februar rückte Gallas heran, um Eger zu belagern, es war aber nicht mehr nöthig; auch alle übrigen Posten an der Grenze wurden für den Kaiser gesichert.

Durch Oñate (nicht durch die spanische Regierung in Madrid, die Wallenstein, im Gegensatze zur Botschaft in Wien, bis zu seinem Tode freundlich gesinnt blieb), durch Italiener und Max von Baiern ist Wallenstein gefallen, sie waren seine Todfeinde, sie alle aber wurden von Slawata inspiriert, der seine Lügen mit lammfrommer Miene zum besten zu geben wusste, nur durfte sein Name nicht genannt werden, wenn man seine Hallucinationen weiter berichtete.

Jetzt hatte man es mit der Eroberung von Regensburg nicht mehr so eilig, desgleichen mit dem Zuge des Cardinal-Infanten nach den Niederlanden, der erst im Herbst 1634 unternommen wurde.

Für die Protestanten war des Herzogs Untergang der schwerste Schlag. Indessen kam der Krieg mit Frankreich, den Wallenstein unter den gegebenen Verhältnissen vermeiden wollte, weil er die Kräfte der Staaten erwog, zu vollem Ausbruch, wodurch schließlich die Entscheidung in allen europäischen Angelegenheiten an Frankreich gelangte. In Deutschland traten nun erst die Kriegsjahre ein, welche eine allgemeine Verwüstung herbeigeführt haben, von welcher sich Wohlstand und Cultur erst nach 200 Jahren wieder vollständig erholten. Im westfälischen Frieden hat die Übermacht der Fremden und in Bezug auf die Verfassung des Reiches nicht der kaiserliche, noch viel weniger der katholische, sondern vielmehr der Gedanke Gustav Adolfs den Platz behalten; die Auflösung des Reiches bahnte sich an, die Wallenstein um jeden Preis hatte verhindern wollen.

Daraus geht doch deutlich hervor, wer Verräther und welche die Verrathenen gewesen sind.

Als Anhang mögen noch 3 Urtheile über Wallenstein von Zeitgenossen Platz finden:

Chemnitz (II, 330 f.), der einzige zeitgenössische Historiograph, dem die Archivalien des schwedischen Reichskanzleramtes zur unbeschränkten Verfügung standen, ja der unter der Ägide des Kanzlers selber schrieb, urtheilte mit den folgenden Worten über den feindlichen Führer: »Seinem Herrn, dem römischen Kaiser, hat er sich jederzeit getreu erwiesen und denselben immerfort je größer und größer zu machen sich äußerstes Fleißes bearbeitet. Daher wir nicht ohne Ursache zweifeln, ob er von Anfang der vorhabenden Tractaten es mit der Conspiration wider den Kaiser in rechtem Ernst gemeint . . . oder ob nicht der ganze Handel, die Evangelischen zu betrügen und auszumatten, Trennungen unter ihnen anzurichten und also bei gegebener Gelegenheit denselben Abbruch zu thun, von ihm angesehen gewesen. Worüber er, weil der Scherz zu grob worden und gar zu extravagante, wunderliche Manieren in seinen Reden und Actionen gebraucht, beim Kaiser in Verdacht gerathen, welcher von seinen Missgönnern und Widerwärtigen dergestalt fomentiert worden und zugenommen, dass er endlich die Consilia, so er anfangs wider die Evangelischen listiglich und betrüglicherweise zum Schein geführt, hiedurch gleichsam genöthigt und gezwungen im Ernste — wiewohl gar zu spät — ergreifen müssen.«

Der Genuese Burgus, welcher unter Wallenstein diente und nach dessen Ermordung einen *Mars Sueco Germanicus* herausgab, nennt ihn: *Vir sagax, magnanimus, liberalis, severus militaris disciplinæ observator, qui debitam Caesari fidem nunquam violaverit, cuiusque virtuti fortuna semper arriserit* (Schottky p. 18).

Der schlaue Cardinal Richelieu, dem wir wohl zutrauen dürfen, dass er von den damaligen Verhältnissen genau unterrichtet war, sagt in seinen Memoiren (T. VIII. p. 95): »Wallenstein, welcher von dem gegen ihn gefassten ersten Verdacht Nachricht hatte, kannte auch die dem ihm gegebenen Worte zuwider gefassten Beschlüsse; er will die Geneigtheit des Kaisers durch neue Beweise der Treue wieder gewinnen; er weiß, wie sehr die Protestanten ihn schätzen und ihn auf ihre Seite ziehen möchten; er verspricht dem Grafen

Kinsky, sie zu hören, und sogleich geben ihm Sachsen und Brandenburg carte blanche. Er schickt ihre Briefe und ihre Versprechungen an den Kaiser; so weit ist er davon entfernt, sich von seinem Dienste loszusagen. Als er endlich sieht, dass, was er auch thun möge, er die Geneigtheit des Kaisers, ihm das frühere Vertrauen wiederzuschicken, nicht wieder zu gewinnen, noch dessen Entschluss: dem Könige von Ungarn das Commando zu übertragen, zu ändern vermöge, befürchtend, dass seine Feinde, nachdem sie ihn von dem Befehle entfernt, ihn auch der Freiheit und des Lebens berauben würden, versucht er, zu seiner Vertheidigung sich der Armee, die bei ihm war, zu versichern, um gegen die Verleumdungen seiner Feinde bei dem Kaiser die Waffen in den Händen zu behalten, welche er erhoben und bisher ruhmvoll für den Dienst des Kaisers geführt hatte.« Später (p. 108) fügt er hinzu: »Leicht ist es, diejenigen anzuklagen, die nicht mehr imstande sind sich zu vertheidigen. Wenn der Baum gefällt ist, laufen alle hinzu und brechen die Zweige ab, um seine Vernichtung zu vollenden; der böse oder gute Ruf hängt von dem letzten Zeitabschnitte des Lebens ab. Das Gute und das Böse gehen auf die Nachwelt über, allein die Bosheit der Menschen macht, dass sie eher an das eine als an das andere glauben.«



K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schiekardt, Brünn.



Koller, Johann

Wallenstein Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

Wien 1892

Biogr. 1232 I

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11573218-5